

Illustrirte
Naturgeschichte

des
Thierreichs.

Erster Band.

Naturgeschichte der Säugethiere.

Mit 1100 Abbildungen.

Leipzig

Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.

1847.

9159/4255

Weg unzerstückt zurückgelegt haben. Endlich gefellt sich noch zu den Einwürlen die erwiesene Thatsache, daß südlich vom Aralsee Mammuthknochen, die nach Norden immer häufiger werden und auf den entlegensten Inseln des Eismerees den Haupttheil des Bodens bilden, nie gefunden worden sind. Daß Sibirien, Rußland und überhaupt die nördliche Halbkugel einst ein Klima von sehr hoher Temperatur besessen haben müsse, wird übrigens aus den versteinerten Resten einer Pflanzenwelt nachgewiesen, deren analoge Formen der Jetztwelt nur in äquatorialen Ländern wachsen können, eine Thatsache, die zu bekannt ist, um weiterer Erörterung zu bedürfen. Die größte und am schwersten lösbare Aufgabe bleibt aber die Erklärung des Herganges der Vereisung. Gegen eine langsam vorgeschrittene Erkaltung des ehemaligen schönen Klima's zeugen schon die in großen Lagern vorhandenen Mammuthknochen. Sie beweisen, daß die erstaunlich zahlreiche Generation auf einmal vernichtet wurde, nicht langsam ausstarb, als der Futtermangel zunahm und selbst die wärmende Behaarung, zum Schutze gegen gesteigerte Kälte, unzureichend wurde. Mit Recht fragt man nun nach den physikalischen Ursachen, die im Stande gewesen, vielleicht in wenigen Tagen die mittlere Jahrestemperatur um 22—25 Centigrade herabzubringen, denn soviel beträgt der thermometrische Unterschied zwischen dem tropischen und dem Eismeerlima der Jetztwelt. Was irgend zur Erklärung dieser furchtbaren Erscheinung, die mit einem Male die Schöpfung ganzer Welttheile vernichtete, gesagt werden kann, gehört mehr oder minder in das Reich der Vermuthungen. Auffällig bleibt, man mag die Erkaltung erklären, wie man will, die erstaunliche Menge der gerade im nördlichen Asien vorzugsweise aufgehäuften Reste, denn wie groß man sich auch die einstige Fruchtbarkeit des jetzt vereisten Landes denken möge, so würde sie doch nimmer hingereicht haben, um fast zahllose Heerden riesiger Pflanzenfresser zu ernähren. Wahrscheinlich ist das Verderben aus größeren Fernen herbeigezogen und hat die weit verstreuten Thiere, die zur Flucht befähigten Rhinoceros und Mammuth, auf engeren Raum zusammengedrängt, wo sie zuletzt ihren Untergang fanden. Daß sich ihre Reste im polaren Klima weit besser erhielten, als im mittleren Europa, hat nichts Wunderbares; ein von sehr hartem, nie schmelzenden Eis umhüllter Thierkörper entgeht der Verderbnis, und selbst die offen darliegenden Knochen verwittern unter dem arktischen Himmel ungleich weniger als da, wo häufige und bedeutende Temperaturwechsel zu den gewöhnlichen Ergebnissen gehören. Die Einbettung ganzer Körper vorweltlicher Riesenthiere in den schwimmenden Eisblöcken des sibirischen Meeres erklärt Lyell durch Bezugnahme auf die in neuesten Zeiten sorgfältigst untersuchten Erscheinungen der Gletscher. In fortschreitender Bildung begriffen, haben diese die mit Schnee und Eisrinden überdeckten Körper eingewickelt oder in ihre Spalten aufgenommen, sind endlich in Blöcke zerfallen und theils als solche am Strande liegen geblieben, theils als Eisberge fortgeschwommen. Spitzbergen, Grönland und arktische Gegenden überhaupt bieten von diesen fortwährenden Umgestaltungen, fast den einzigen einer sonst erstorbenen Welt, die häufigsten Beispiele.

II. Mastodon. (Mastodon.)

Gattungscharakter: Gestalt, Rüssel und Stoßzähne des Elephanten. Backenzähne in der Jugend sechs, im reifen Alter vier, mit doppelreihigen, kegelförmigen Höckern (Fig. 661.), die, durch den Gebrauch abgerieben, geschlungene Schmelzleisten bilden (Fig. 662.). Alle Füße fünfzehig.

1. Der große Mastodon. (Mastodon giganteus.) Fig. 660.

Wahrscheinlich gleichzeitig mit dem Mammuth bewohnten die Mastodon, eine völlig erloschene Gattung, einen ansehnlichen Theil der Erdoberfläche. Man findet ihre Reste zwar nirgends über sehr weite Flächen so gleichmäßig abgelagert, wie diejenigen des Mammuth,

indessen trifft man sie in gegenseitig weit entlegenen Ländern und schließt hieraus auf eine beträchtliche geographische Verbreitung in der Urwelt. Man kennt bereits 10—11 Arten, die theils in Europa, theils in Nord- und Südamerika und in Indien in den obersten Tertiärschichten angetroffen wurden und bald kleiner, bald größer als ein Elefant waren. Alle haben sich in der Gestalt diesem genähert und sind, wie man aus den Knochen folgern muß, fast noch schwerfälliger, indessen durchaus nicht Fleischfresser gewesen. Man hat auf die letztere Ernährungsweise geschlossen, indem man die Backenzähne irrthümlich deutete, die auf der oberen Fläche konische, mit der Zeit sich abnutzende Höcker tragen, je nach dem Lebensalter in größerer oder geringerer Zahl vorhanden sind und auf dieselbe Weise, wie beim Elephanten, durch Vordrängen der hinteren erneuert wurden.

Die bekannteste und am vollständigsten vorhandene Art ist die abgebildete, die, auch unter dem Namen des Dhiothieres beschrieben, Nordamerika ausschließlich angehört scheint, wo ihre Reste in salzigen Morästen (lieks der Amerikaner), westlich von dem Alleghanygebirge, z. B. in großen Mengen am sogenannten Big bone lief, aber auch in den ausgewaschenen Ufern des Ohio und anderer Flüsse eingebettet liegen. Diese großen Anhäufungen unbekannter Knochen erregten zuerst vor ohngefähr 120 Jahren die Aufmerksamkeit canadischer Reisender, die, im Pelzhandel begriffen, den damals noch wenig bekannten Westen besuchten, und wurden viel später von Pallas, Hunter und Camper für identisch mit den sibirischen Mammuthknochen erklärt. Erst im Jahre 1800 gelang es dem unermüdblichen Gründer des naturhistorischen Museums zu Philadelphia, William Beale, durch große Anstrengungen ein erträglich vollständiges Skelett zusammenzubringen. Der salzige Schlamm der reicherer Fundorte hat viel dazu beigetragen, nicht nur die Knochen des Mastodon besonders gut zu erhalten, sondern sogar manche weiche Theile mindestens in so weit vor völliger Zerstörung zu schützen, daß sie noch erkennbar sind. Barton erzählt, daß 1761 von Indiern fünf Mammuthskelette aufgefunden worden sind, an deren Köpfen, nach dem Berichte der Entdecker, sich „lange Nasen mit einem Maule unter denselben“ befanden, und Kalm erwähnt ein anderes, ebenfalls von Eingeborenen zuerst in Illinois bemerktes Skelett, an welchem der Rüssel zwar halb verfault, sonst aber ganz gut zu unterscheiden war. Zwischen solchen bei White in Virginien aufgefundenen Knochen lag sogar „eine Art von Sack“ (also wohl der Magen), der mit einem Haufen zerquetschter Pflanzentheile, Gras und Blätter angefüllt war und unter diesen eine noch jetzt in Virginien wildwachsende Rosenart enthielt. Solche Entdeckungen veranlaßten, daß man eine Zeitlang ganz ernstlich glaubte, es werde dereinst im Westen das Mastodon noch lebend angetroffen werden. Das Land ist nun bis an die Küsten des großen Oceans durchforstet, Caravanen rüthiger Ansiedler durchziehen es nach allen Richtungen, allein jene, von der Wissenschaft schon lange mißbilligte Erwartung ist unerfüllt geblieben. Auf die Einbildungskraft der nordamerikanischen Indier ist das Vorkommen so riesiger Knochen nicht ohne Einwirkung geblieben. In Canada und Louisiana schrieben sie dieselben einem Thiere zu, welches sie „den Vater der Dachsen“ nannten. Die Shawnees glaubten, daß zugleich mit diesen gewaltigen Thieren Menschen von entsprechender Größe gelebt hätten und daß beide durch Donnerkeile des großen Geistes zerstört worden wären. Die seit vielen Generationen verschwundenen Eingeborenen Virginien's erzählten, daß „der große Mann“ mit seinen Bligen einst die ganze Heerde jener furchtbaren Thiere erschlug, weil sie die Hirsche, den Bison und anderes für die Menschen bestimmte Wild vertilgten, daß aber der Wulle, weit entfernt davon, Furcht zu empfinden, die Blige mit seinem ungeheuren Kopfe auffing und abschüttelte, bis er zuletzt in der Seite verwundet ward und nach den

großen Seen floh, wo er bis zum Ende der Dinge leben werde.

Zweite Familie.

Rashornartige Thiere.

III. Rashorn. (Rhinoceros.)

Gattungscharakter: Vorderzähne keine, oder zwei bis vier oben und unten, klein, ungleich. Eckzähne keine. Backenzähne überall sieben, zusammengesetzt, mit höckerigen, durch Abnutzung mannichfache Schmelzleisten zeigenden Kauflächen. Rüssel kurz, Hörner auf der Nase und der Stirn, die nur mit der Haut verbunden sind. Füße dreizehig.

Die bekannten Arten dieser Gattung sind auf die heißeren Erdgegenden beschränkt und ziemlich gleich zwischen Afrika und Asien nebst Java und Sumatra getheilt. Sie kommen alle durch außerordentliche Massenhaftigkeit der Körpergestalt und durch Plumpheit des Gliederbaues überein und sind nächst Elefant und Flußpferd die größten aller lebenden Säugethiere. Ihr Leib ist von großem Umfange und ragt zu beiden Seiten weit vor; ein kurzer, aber senkrecht sehr hoher Hals, plumpe, breite Schultern vermehren die Schwerfälligkeit des gesammten Ansehens. Ein ziemlich haarloses, sehr grobes und dickes, hinundwieder in große Knoten aufgetriebenes Fell erlangt auf dem Rücken panzerartige Härte und bildet bei einigen Arten große und regelmäßige Falten auf Hals, Schultern, Hüften und Oberschenkeln. Der Schädel zeichnet sich durch Umfang nicht minder aus als durch Gewicht, steigt vom hinteren Rande des Stirnbeines an schroff empor und erreicht auf dem Hinterhaupte eine bedeutende Höhe; das Profil erscheint zwischen Nase und Stirn sehr eingedrückt, weil die Nasenknochen, welche das schwere Horn tragen, nach vorn bogenförmig aufschwellen (Schädel Fig. 664.). Die Dornfortsätze der hintersten Halswirbel und der vordersten Rückenwirbel streben sehr hoch empor und bieten den starken, durch die große Schwere des Kopfes bedingten Muskeln entsprechende Stützpunkte (Skelett Fig. 663.). Die Zähne geben keinen zur Systematik besonders brauchbaren Charakter; Vorderzähne fehlen bisweilen ganz, oder es sind vier in jeder Kinnlade vorhanden, wovon zwei sehr stark, zwei sehr schwach und klein sind; die Paare ändern übrigens ihre relative Stellung je nach der Species, der sie angehören. Eckzähne fehlen ganz. Die oberen Backenzähne haben auf der viereckigen Kaufläche mehrere convexe Schmelzleisten, die unteren querlaufende Hervorragungen. An die Stelle des Rüssels tritt eine weiche, biegsame, empfindliche Oberlippe, die, weit vorstreckbar, ein unvollkommenes Greifwerkzeug darstellt. Die Hörner stehen entweder einzeln, oder zu zweien und dann hinter einander, haben keinen Knochenkern wie bei den Wiederkäuern, ruhen auf den beispiellos dicken Nasenbeinen, die eine Art von Gewölbe über die Zwischenkieferknochen bilden und von ungewöhnlicher Stärke sein mußten, theils um das an sich sehr schwere Horn tragen zu können, theils um den furchtbaren Stößen und Erschütterungen zu widerstehen, welche aus dem Gebrauche jener Waffe nothwendig folgen müssen. Unmittelbare Verbindung zwischen dem Horne und Knochen findet nicht Statt, vielmehr sitzt dasselbe nur auf der mehr als zoll-dicken Haut fest, die an jener Stelle sich besonderen Unebenheiten und Rauheiten des Nasenbeines anfügt, kann übrigens nicht bewegt oder wohl gar zum Hervorbringen eines klappernden Geräusches benutzt werden, wie ältere Reisende erzählt haben. Das Horn ist übrigens nicht hohl und nicht von knochiger Textur, sondern besteht aus Fasern, die den Haaren analog und denjenigen ähnlich sind, in welche das Fischbein mit Leichtigkeit zu zerlegen ist. Die sehr kleinen Augen stehen viel weiter nach vorn als bei anderen Säugethieren und der Profilinie des Schädels genähert, also sehr hoch. Die Ohren erreichen mäßige Größe und werden aufrecht getragen. Ältere Schriftsteller haben sehr unrichtig der ganz glatten

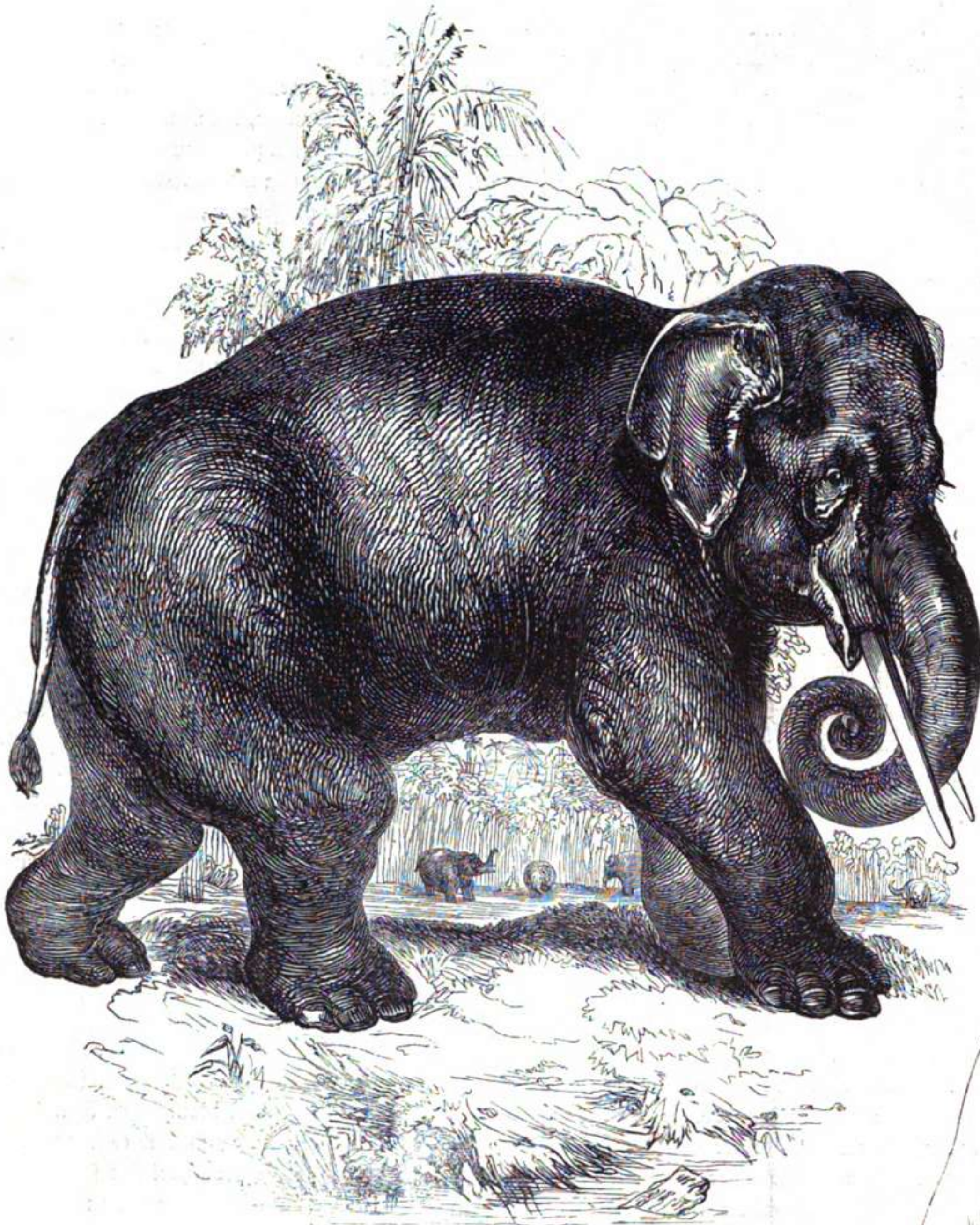


Fig. 655. — Afrikanischer Elefant.

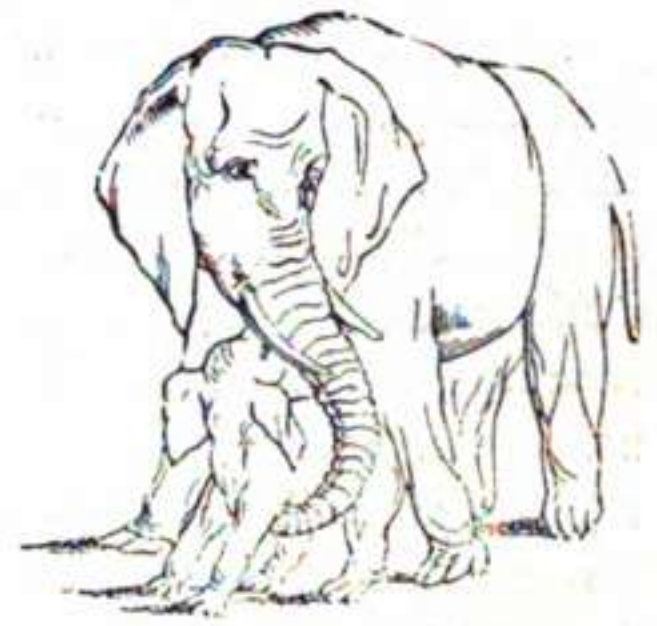


Fig. 653. — Elefant nach einem Pompejanischen Wandgemälde.

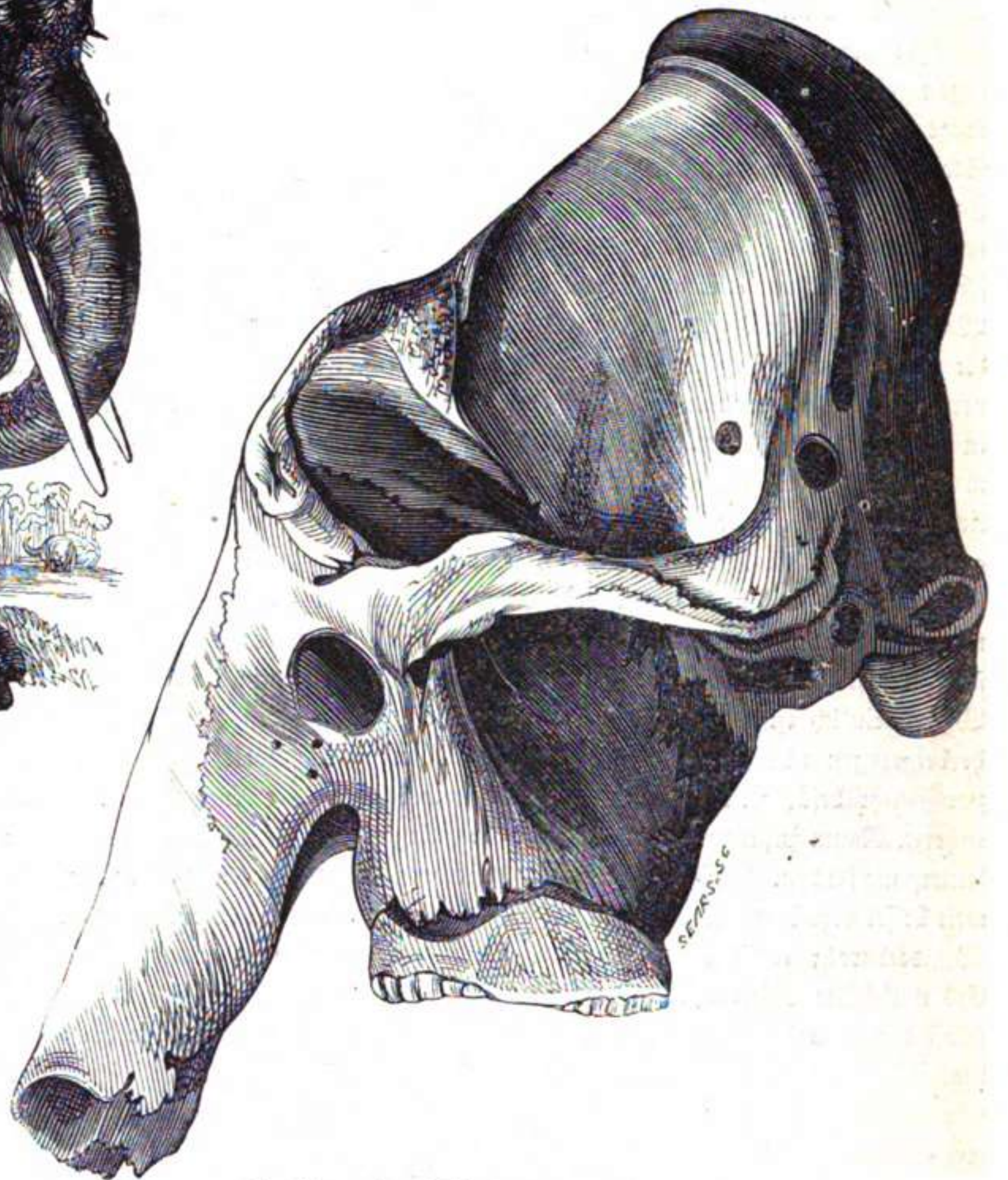


Fig. 659. — Der Schädel des Mammuth.

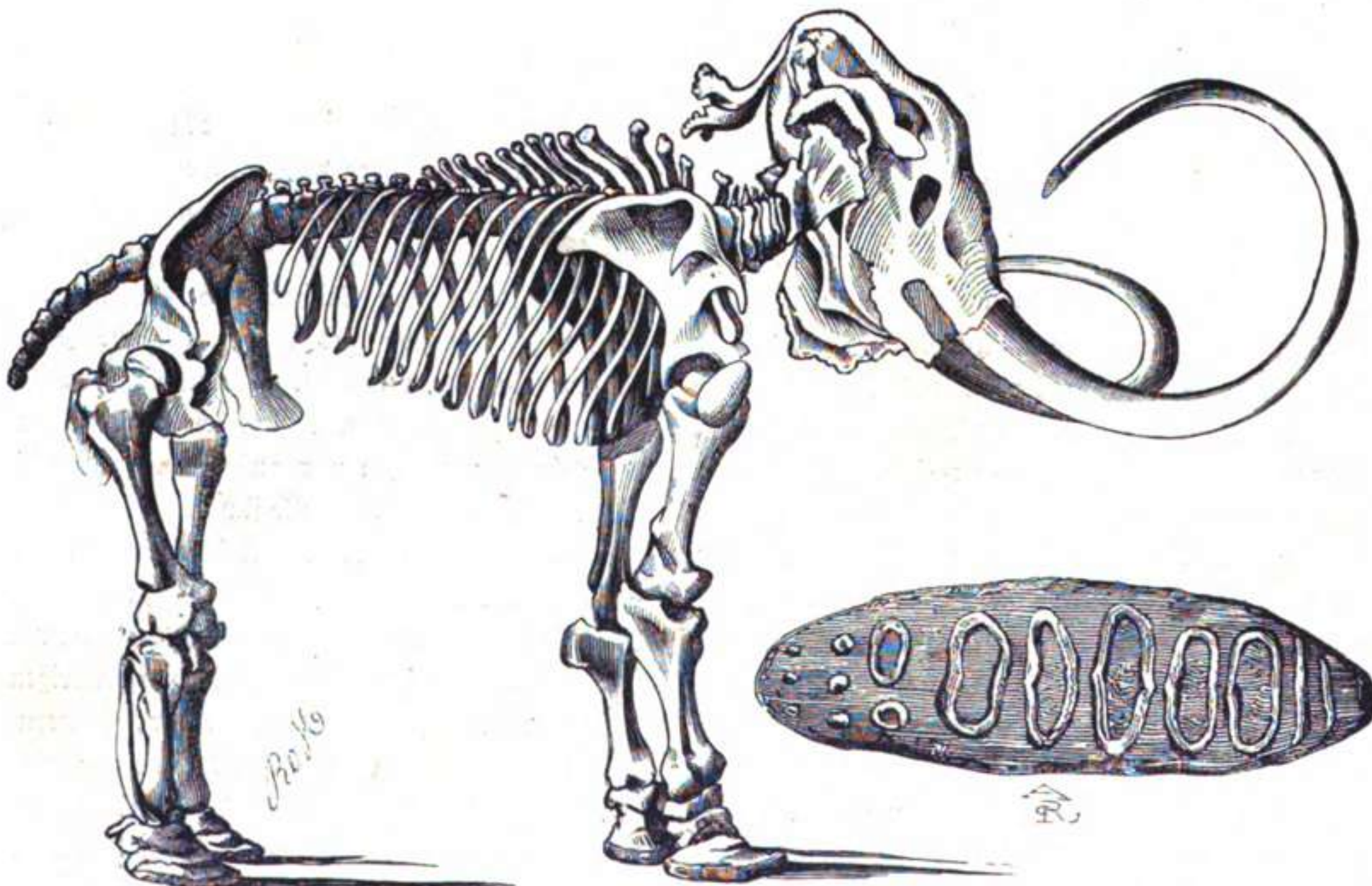


Fig. 657. — Das Skelett und der Zahn des Mammuth im zoologischen Museum zu Petersburg.

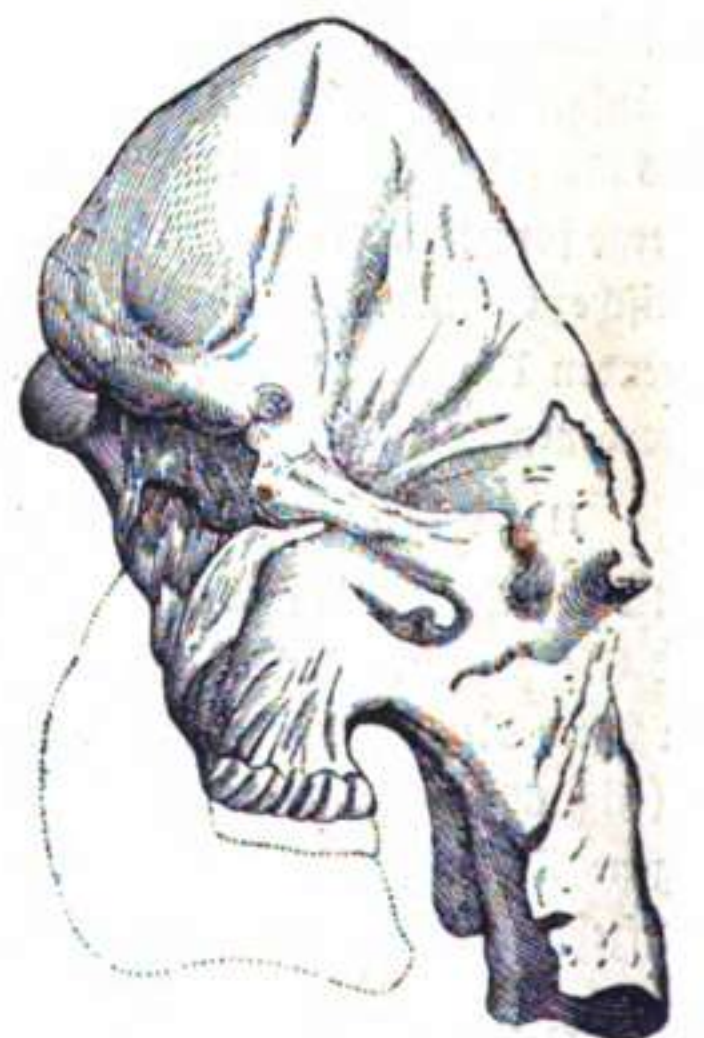


Fig. 658. — Schädel des Mammuth.

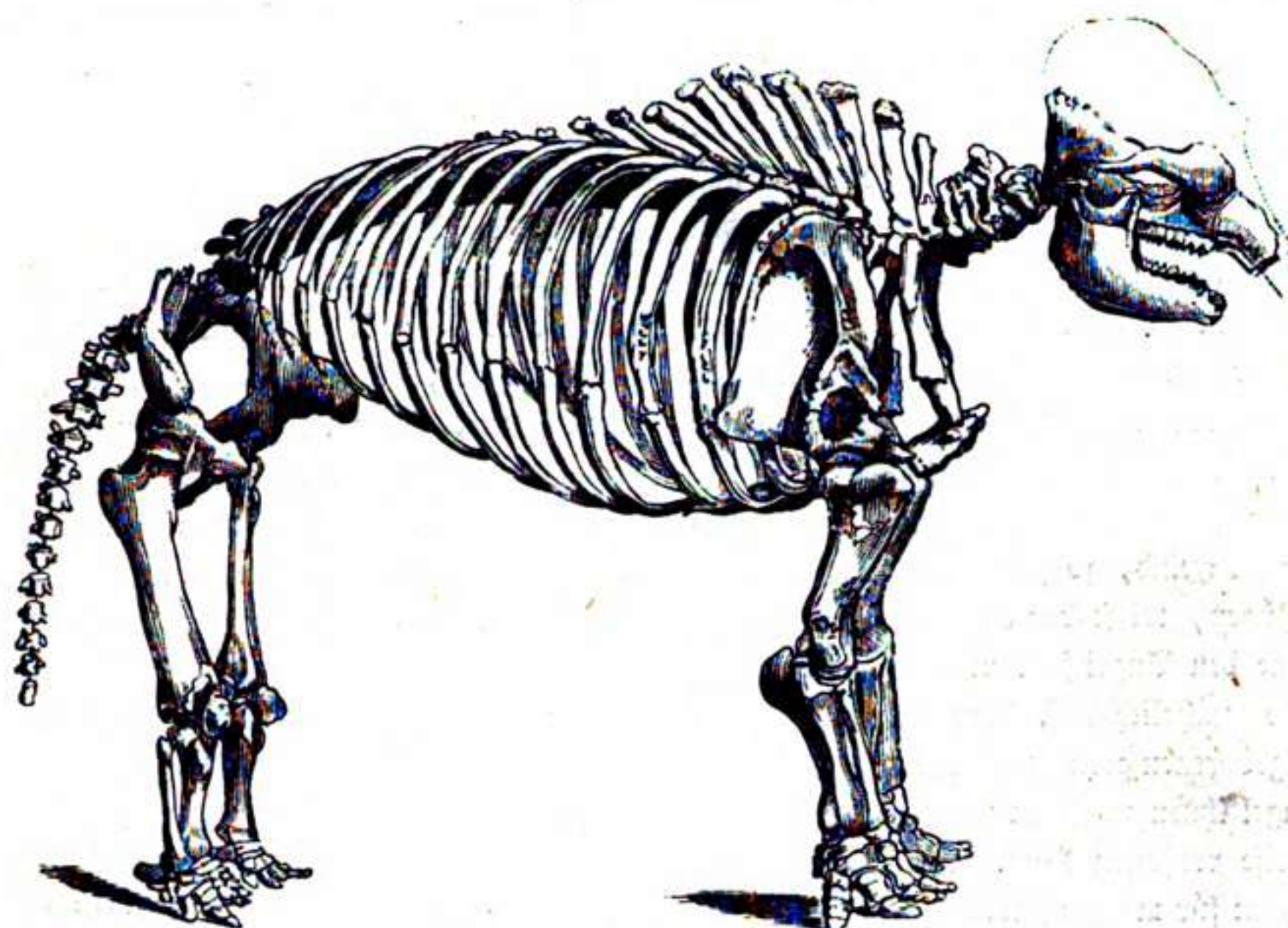


Fig. 660. — Skelett des Mastodon.



Fig. 661. — Unabgenutzter Zahn des Mastodon.

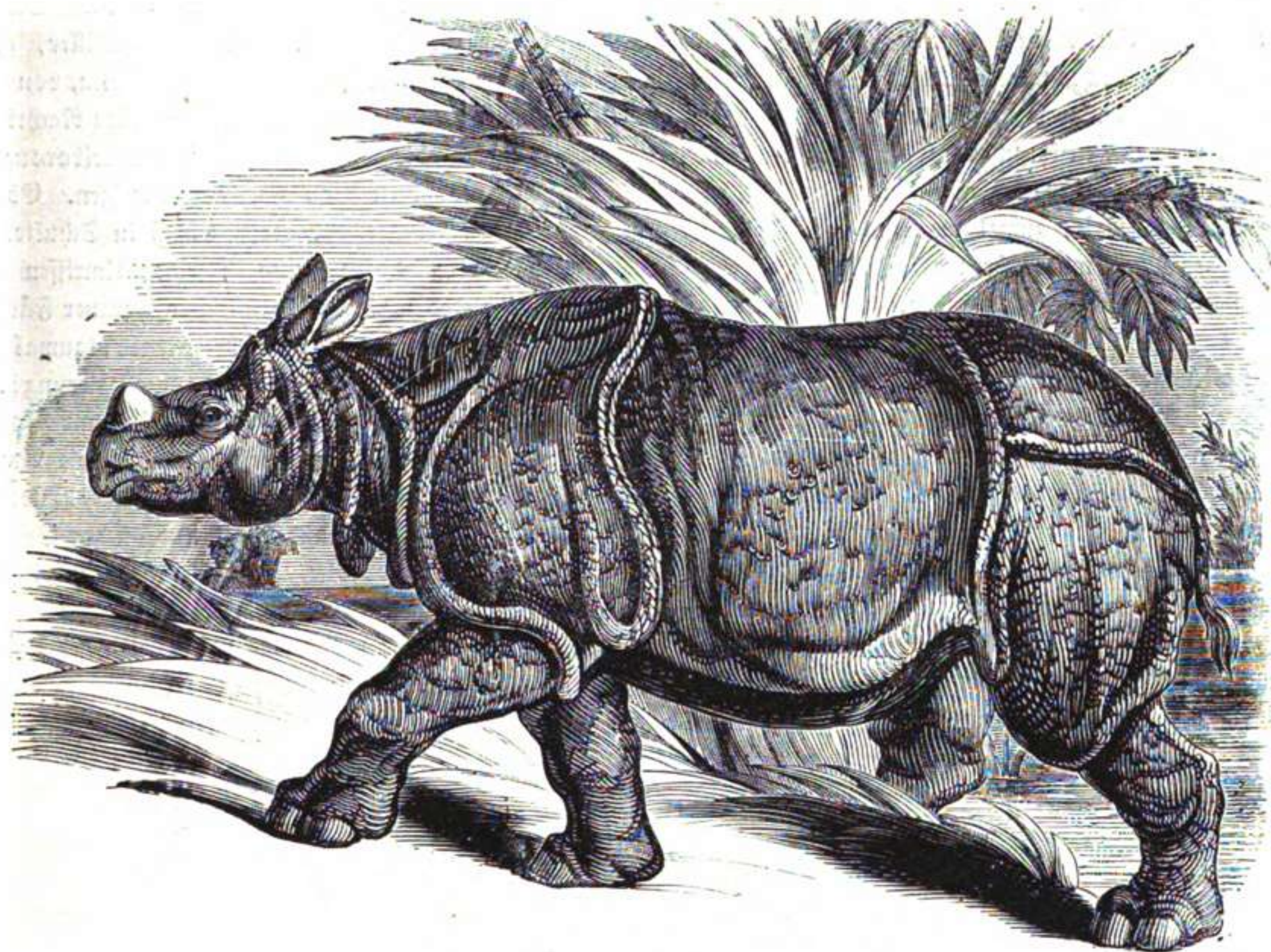


Fig. 666. — Indisches Nashorn.



662. — Abgenutzter Zahn des Mastodon.

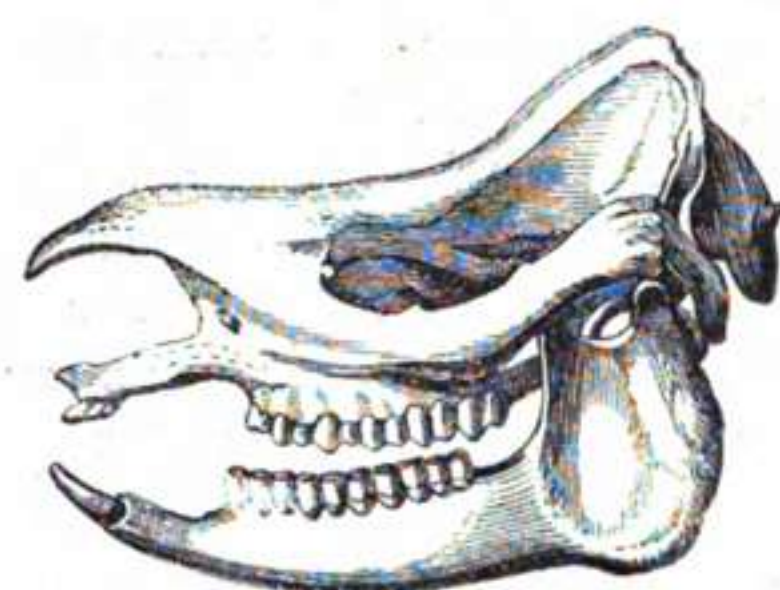


Fig. 664. — Schädel des javanischen Rhinoceros.

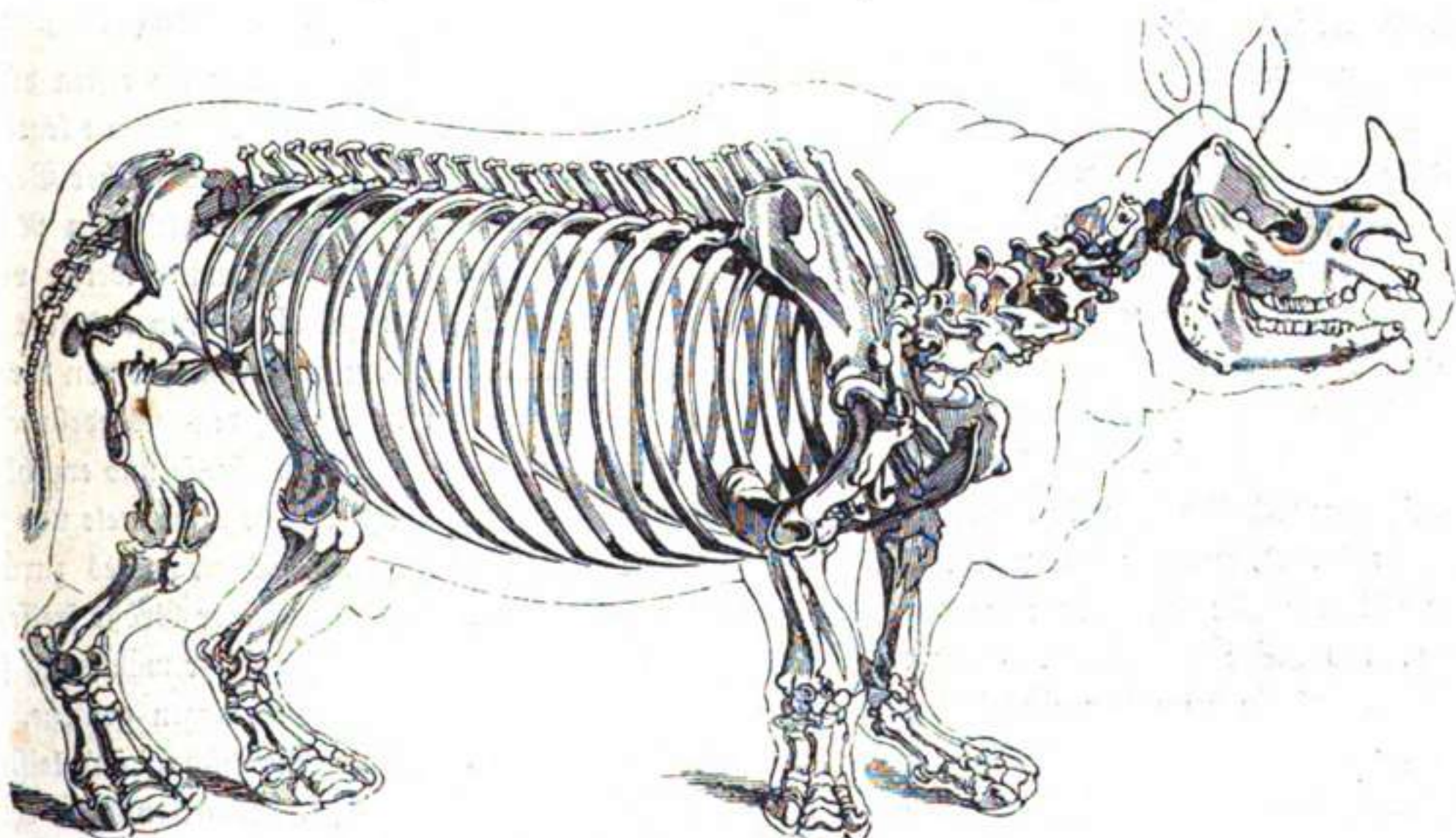


Fig. 663. — Skelett des Rhinoceros.



Fig. 667. — Indisches Nashorn von vorn.

Zunge eine Bedeckung mit scharfen, die berührende Hand zerreißen den Dornen zugeschrieben. Zu beiden Seiten der Oberlippe öffnen sich die geräumigen Nasenlöcher. Unter den Sinnen übertreffen Gehör und Geruch die anderen durch Schärfe.

Die Rhinoceros leben bisweilen in Paaren oder kleinen Gesellschaften, andere Male in zahlreichen Heerden. Sie nähren sich ausschließlich von Pflanzen, genießen gemeinlich zartere Baumzweige oder auch Gräser und bedienen sich zum Abspülen derselben ihrer Zunge mit vielem Geschick. Sie vermögen eine erstaunliche Menge von Nahrung zu sich zu nehmen, verdauen schnell, sind daher fast immer bereit zum Fressen, werden durch Hunger wild und gefährlich und lassen in Menagerien durch vorgeworfenes Futter sich leichter besänftigen als andere aufgetriebene Thiere. Eigentlich trägt und ziemlich harmlos, können sie durch Beleidigungen in blinde Wuth gerathen, entwickeln dann eben so viel Entschlossenheit als unversöhnliche Rachsucht und bringen durch furchtbare Angriffe mit den Hörnern selbst die stärksten und gewandtesten Gegner in Gefahr. Das größere Horn misst bisweilen gegen 3 Fuß in der Länge; es durchdringt fast jeden Widerstand leistenden Körper und zertrümmert sogar starke Pfosten, wenn das Thier seine volle Kraft in den Stoß legt. Die dicke Felle der Rhinoceros finden sowohl in Indien als in Afrika mannichfache Anwendung. Europäer überlassen die Jagd der indischen Rhinoceros gemeinlich den Eingeborenen, theils wegen ihrer wirklichen Gefahr, theils weil Elephanten ungern auf solche Gegner losgehen. In einigen älteren Reisebeschreibungen ist die Rede von einer angestammten Feindschaft beider Thiere. Sie ist später bezweifelt worden, weil sie sich kaum aus natürlichen Gründen erklären läßt, und weil beide Thiere, ohne Furcht oder besonderen Widerwillen zu verrathen, in Menagerien neben einander stehen. Indessen hat die alte Angabe durch Williamson Bestätigung gefunden, der ausdrücklich erwähnt, daß das Rhinoceros ohne Veranlassung und nur aus wildem Uebermuth die Elephanten anfaßt, und daß letztere bisweilen mit aufgerissenem Bauche gefunden worden sind. In Asien tödtet man das Rhinoceros durch Dschingals, eine Art sehr großer Flinten, welche eiserne, sechs Loth schwere Kugeln schießen, zielt nach dem Auge, der Brust oder einem anderen leicht verwundbaren Orte und trifft mit so großer Sicherheit, daß höchstens zwei Kugeln erforderlich werden, um den Thier hin zu strecken. Nach Williamson entwickelt das angegriffene Rhinoceros eine solche Lebhaftigkeit, eine so unerwartete Beweglichkeit und soviel Sinnenscharfe, daß Jäger ohne viele Erfahrung und Gewandtheit sich mit ihm nicht in Kampf einlassen dürfen. Man kennt in Indien sogar Beispiele, daß einzelne Rhinoceros gewisse Gegenden ausschließlich zu behaupten gesucht und Reisende angefallen haben, und daß man gezwungen gewesen ist, die Bevölkerung eines ganzen Districts gegen sie aufzubieten. — Sowohl ein einhorniges als ein zweihorniges Rhinoceros waren den Alten bekannt, wie aus ihren Schriften, Bildwerken und Münzen hervorgeht. Welchen Arten gerade jene angehört haben mögen, läßt sich jetzt schwerlich aufklären.

1. Das indische Nashorn. (*Rhinoceros indicus*.) Fig. 665—668.

Das indische Rhinoceros bewohnt die waldigen Ebenen von Bengalen und Vorderindien und theilt mit den übrigen Dickhäutern die Vorliebe für Sümpfe, in welchen es sich herumwälzt, um seine unbehaarte Haut durch eine Schicht von anklebendem Schlamm gegen Insecten zu schützen, geht aber auch gern in reines Wasser und schwimmt mit Kraft und Leichtigkeit. Im gewöhnlichen, unaufgeregten Zustande schreitet es träg und schwerfällig dahin, hebt dabei den Kopf so wenig empor, daß die Nase fast am Boden hinschleift, rupft hin und wieder einen Büschel Gras zur Nahrung ab oder vergnügt sich damit, im plumpen Spiele den Boden mit dem Horne aufzupflügen und Steine und Erde zur Seite zu werfen.

Das verwachsenste Unterholz weicht seinem gewichtigen Andringen, und Verwüstung bezeichnet seinen kenntlichen Pfad. Im Gefühle der eigenen Stärke scheinbar sorglos dahinwandernd, ist es nie völlig unaufmerksam. Verdächtige Dinge entgehen ihm nicht, denn es hört und riecht mit solcher Schärfe, daß der Jäger, der nicht den Vortheil des Windes für sich hat, nie hoffen darf, sich unbemerkt zu nähern. Bisweilen, jedoch nicht immer, geht es der Gefahr aus dem Wege und entweicht langsam in die Dschungels, das berückte, dem Menschen undurchdringliche Unterholz indischer Wälder. Ist das Nashorn eben kampflustig oder erzürnt über den unvermuthet erschienenen Feind, so schnauft es Luft ein mit geräuschvollen Zügen, wirft den Kopf wild umher und stürzt dann, ohne den Angriff abzuwarten, rasend auf den Gegner. So gefährlich diese Jagd auch ist, so wird sie doch von Eingeborenen gern betrieben, weil eine glücklich treffende Kugel ihnen zu einem nach Verhältnis sehr werthvollen Preise verhelfen kann. Man braucht die bretartig dicke Haut für manche Zwecke, zumal zu Schildern, die einer gewöhnlichen Musketenkugel undurchdringbar sind, schätzt das Fett als wichtiges Heilmittel, legt aber, und zwar seit den ältesten Zeiten, dem Horn einen sehr hohen Werth bei. Der Volksglaube schreibt ihm eine große Empfindlichkeit gegen Gifte zu; die aus ihm verfertigten Becher werden mit edeln Metallen besetzt und theuer bezahlt, denn vergiftete Getränke brausen, wie man vorgiebt, in ihnen auf, bis sie über den Rand strömen; reines Wasser aber, aus ihnen getrunken, besitzt besondere Heilkraft, zumal wenn es so lange mit einem eisernen Nagel umgerührt worden ist, daß die abgeschabten Horntheile es getrübt haben.

Man sieht das indische Rhinoceros zwar gelegentlich in Menagerien, indessen gehört es immer zu den Seltenheiten. Man rechnet, daß von 1790—1840 in dem schiffreichen England nur vier angekommen sind. Von dem Werthe solcher Thiere erhält man erst einen wahren Begriff, wenn man erfährt, daß eines jener Nashörner 1799 für 1000 Pf. Sterl. nach Schönbrunn verkauft wurde (wohin es jedoch nicht gelangte), und daß der londoner Elefant, dessen Hinrichtung oben erwähnt wurde, 900 Guineen gekostet hatte. Die Römer, die überhaupt über uns jetzt unbegreifliche Zahlen seltener wilder Thiere verfügten, kannten das einhornige, also wahrscheinlich das indische Nashorn sehr gut, und Plinius nennt es in seiner Beschreibung der Spiele des Circus geradezu „ein oft gesehenes Thier“. Die unterscheidenden Kennzeichen dieser Art liegen in dem einzelnen, zwei Fuß langen Horne und in der tiefgespalteten Haut. Von diesen Falten läuft eine quer über die Schulter, verbreitet sich auf dem Nacken zu einer harnischartigen Platte und umschließt von dort an den Hals ringsförmig. Eine andere erstreckt sich über das Kreuz und von da an entlang den Bauchseiten; andere sitzen auf den Schenkeln und Vorderfüßen. Haare sind nur an wenigen Orten der dunkelgrauen, in den Falten blauschwarzen Haut zu bemerken; sie sind sehr kurz und stehen einzeln und dünn. Die Höhe des Körpers beträgt an den Schultern 5 Fuß, die Länge des Körpers 11 Fuß, des Schwanzes 2 Fuß. Beide Geschlechter sind mit einem Horne versehen, welches aber die in Menagerien bewahrten Individuen (Fig. 667.) gemeinlich an den Stäben ihrer Käfige sehr abnutzen. Das weibliche Thier trägt 18—20 Monate und wirft nur ein Junges, dessen Haut in den ersten Monaten dunkelroth erscheint, und säugt es zwei Jahre. Die Lebensdauer soll sehr bedeutend sein und, dem Volksglauben nach, 100 Jahre übersteigen. Hodgson sah zu Katmandu in Nepal ein erwachsen eingefangenes Nashorn, welches nach 35jähriger Gefangenschaft noch keine Spur von Abnahme verrieth.

2. Das javanische Nashorn. (*Rhinoceros sondaicus*.) Fig. 669.

Das javanische Rhinoceros kommt durch Zahl der Vorderzähne und ein einziges Horn mit dem indischen

zwar überein, unterscheidet sich aber hauptsächlich dadurch, daß seine Hautoberfläche kleine vieleckige Erhöhungen trägt, aus deren vertieftem Mittelpunkte einige wenige Borstenhaare hervorragen. Außerdem ist der Körper weniger massenhaft und steht höher; der Schädel (Fig. 664.) ist im Verhältnisse länger und auch leichter gebaut als bei anderen Arten. Es bewohnt Java, wird von der Seeküste bis auf ziemlich hohe Gebirge gefunden, zieht diese vor, lebt in kleinen Heerden, liebt, wie die anderen Arten, sich im Schlamm zu wälzen, bahnt sich tief ausgetretene Gänge durch die Waldungen, verbirgt sich furchtsam bei Annäherung von Menschen und geht nur des Nachts aus, thut aber dann nicht selten den Kaffee- und Pfefferpflanzungen bedeutenden Schaden. In der Gefangenschaft wird es, nach Horsfield, sehr zahm und verräth keine Wildheit oder Lücke. Schon Bontius, der 1629 über Java schrieb, war mit ihm bekannt. Es ist 10 Fuß lang, an den Schultern 4 Fuß hoch.

3. Das sumatranische Nashorn. (*Rhinoceros sumatranus*.) Fig. 670.

Eine der ältesten (1793) und gemeinlich in zoologischen Werken benutzten Beschreibungen des sumatranischen Nashorns rührt von Bell her, einem englischen Arzte, der sich längere Zeit in Bencoolen auf Sumatra aufhielt, indessen gab schon vor ihm G. Miller, gleichfalls ein ehemaliger Bewohner von Sumatra, von jenem erst seit kurzem gut gekannten Thiere einige Nachrichten. Bell's Exemplar wurde unsern Fort Marlborough erschossen und schien nicht ganz ausgewachsen. Es war männlichen Geschlechts, maas 4 Fuß in Schulterhöhe, 8 Fuß in der Länge, gleich in seinen Umrissen einem Schweine und war von bräunlich aschgrauer Färbung. Man besitzt jetzt genauere Beschreibungen, zumal durch die fleißigen Naturforscher, die auf Regierungskosten jahrelang das holländische Indien bereisten und Vortreffliches geleistet haben. Unterscheidend für die Art sind zwei Hörner, deren vorderes mittellang, das hintere sehr kurz ist; die dünne Haut bildet nur an den Schultern eine hervortretende Falte, ist mit kleinen Rauheiten und dünnem Haar besetzt und schwarz. Den Schädel zeichnet bedeutende Länge aus; derjenige des Weibchens soll massiver sein. Die beiden seitlichen Vorderzähne fallen zeitig aus. Weit entfernt davon, wild und grimmig zu sein, entwickelt dieses Nashorn nicht einmal gewöhnlichen Muth. Man hat gesehen, daß es vor einem einzigen wilden Hunde die Flucht ergriff. Naßles meinte, daß ein anderes, von den Eingeborenen Tenuu genanntes, die Wälder Sumatra's bewohnendes Thier eine noch unbekante einhornige Art von Rhinoceros sein könne, indessen scheint den undeutlichen Erzählungen der Indier eine Verwechselung zu Grunde gelegen zu haben und der malayische Tapir gemeint gewesen zu sein.

4. Das schwarze Nashorn. (*Rhinoceros bicornis*.) Fig. 671. 672.

Zu der Zeit, wo die Holländer die ersten dürftigen Grundlagen der jetzt bedeutenden Capcolonie legten, war das schwarze Nashorn ein ganz gewöhnlicher Bewohner aller bebauten Berge in der unmittelbaren Nähe der Tafelbai, allein es ist seitdem immer weiter vor den sichertreffenden Schützen zurückgewichen und lebt gegenwärtig nur in bedeutenden Entfernungen von der Küste. Smith begegnete ihm häufig auf den ausgedehnten waldigen Ebenen unsern vom Wendekreise und erzählt, daß es zwar Büsche und junge Bäume niederträte und überall Spuren seines verwüstenden Durchganges zurücklasse, allein nicht im Verhältnisse zu seiner Größe fresse, überhaupt hinsichtlich seines Futters sehr wählerisch sei und nur zarte Zweige besonderer Pflanzen genieße. Sein Gehör und Geruch sind ungemein scharf und leisten ihm Ersatz für schwaches Gesicht. Jäger müssen ihm den Wind abgewinnen, um unentdeckt zu bleiben, sich vor jedem Geräusche hüten und wo möglich verborgen heranschleichen. Kann auch das Nashorn sie nicht erkennen, so werden sie doch von den Vögeln bemerkt, die

auf dem breiten Rücken jenes Thieres sich niederlassen und die Becken und anderes Ungeziefer absuchen. Fliegen diese davon, so hat das Nashorn Instinct genug, um so gleich die Nähe eines Feindes zu vermuthen, hebt den Kopf, wendet ihn nach allen Seiten und sucht schnüffeln durch den Geruch die Gefahr zu wittern. Auch wenn ihm dieses nicht gelingt, bleibt es unruhig und sucht einen andern Ort auf; wird es aber verwundet, so stürzt es in der Richtung des Flintenknalles auf den verborgenen Feind, der nur dadurch sich retten kann, daß er die Ankunft des wüthenden Thieres unbeweglich erwartet, dieses, indem er im rechten Augenblicke zur Seite springt, an sich vorüberschießen läßt und hierdurch Zeit gewinnt, sein Gewehr wieder zu laden. Nicht Jedermann, am wenigsten ein Europäer, besitzt die hierzu nöthige kühle Besonnenheit; holländische Bauern und Hottentotten hingegen halten es nicht für eine besondere Heldenthat, einem Rhinoceros allein entgegenzutreten, und benutzen dann jede Unebenheit des Bodens. Sind ihrer zwei, so verliert die Jagd alle Gefahr, weil jene vortrefflichen Schützen sich vollständig auf einander verlassen können. Reisende sind in jenen Gegenden des Nachts in größerer Unsicherheit als am Tage, weil das Nashorn, statt das Feuer zu fürchten, durch dasselbe zum wilden Angriffe gereizt wird. Eine am großen Fischflusse lagernde militairische Streifpartie wurde so plötzlich überfallen, daß, ehe sie aufzuspringen vermochte, zwei Leute schwer verwundet, mehrere der zusammengestellten Gewehre zertreten und die Feuerbrände weit umher geschleudert waren. Levaillant beschreibt in lebhafter Sprache, wie das verwundete Rhinoceros den Boden mit seinem Horne aufriß und einen Schauer von Sand und Kies um sich warf. Smith sah indeß auch ein ruhiges Nashorn den Boden gleichsam aufspülen, vermochte aber nicht den Grund dieser sonderbaren Sitte zu entdecken. Burchell, der selbst neun Rhinoceros erschoss, fand ihr Fleisch dem Rindfleisch ähnlich und von vortrefflichem Geschmacke. Wird eins getödtet, so errichten die Eingeborenen ihr Lager an seiner Seite, braten, essen und schwagen und ruhen in ihrer unerhörten Unerfättlichkeit nicht eher, als bis das Gerippe entblößt da liegt. Alle überfüllen sich, während keiner haushälterisch genug ist, um das überflüssige Fleisch zu trocknen und für die häufig wiederkehrenden Zeiten allgemeinen Mangels aufzubewahren. Nach Bruce wird das Nashorn auch in Nordafrika von den Schangallas gegessen, und zwar die Fußsohle als der leckerste Bissen betrachtet. In Südafrika dreht man die im frischen Zustande zu Riemen zerschnittene Haut zu Reitgerten und Peitschen (Schambofs) zusammen; auf ähnliche Art in Nordafrika verfertigte Reitgerten bilden in England, unter dem Namen Corbace, einen Handelsartikel. Nach Burchell gleicht das schwarze Nashorn einem ungeheuern Schweine durch allgemeine Form, Gestalt des Schädels, kleine Augen und Ohren, durch plumpe Füße dem Elephanten oder Nilpferde. Nur der Ohrentrand und die Schwanzspitze sind behaart, die röthlich gelbbraune, nicht gefaltete Haut ist glatt und wird an den meisten Orten leicht von Kugeln durchbohrt, die indeß aus einem Gemisch von Blei und Zinn gegossen sind und nur in der Nähe und mit starker Pulverladung abgeschossen werden. Das vordere Horn ist $1\frac{1}{2}$ Fuß lang, spitzig, nach hinten gebogen, das zweite klein und dreieckig. Die Länge des Körpers beträgt 12 Fuß, die Schulterhöhe 5 Fuß.

5. Das Keitloa-Nashorn. (*Rhinoceros Keitloa*.) Fig. 673. 674.

Die Entdeckung einer neuen Art von Rhinoceros durch den englischen Naturforscher Smith, und zwar in nicht allzugroßer Entfernung von solchen Gegenden Südafrika's, die in neueren Zeiten öfters von Reisenden besucht worden sind, beweist, daß die Zoologie aus jenem Welttheile noch manche bedeutende Vermehrungen zu erwarten habe. Smith erhielt das erste Keitloa-Nashorn ohngefähr 180 engl. Meilen N.-D. von Littaku; es

schien ein verirrtes zu sein, denn erst weiter nördlich traf man es häufiger, obgleich nie in so zahlreichen Gesellschaften, wie die beiden anderen Arten Afrika's. Die Eingeborenen gedachten seiner nie ohne Beiworte, die sich auf seine unbändige Wildheit und seine Nachsicht bezogen, und verglichen es in Augenblicken vertraulicher Mittheilung mit einem grausamen und allgemein gefürchteten Häuptlinge, der damals in jenen Gegenden eine Schreckensherrschaft ausübte. Die allgemeine Körperform ist zwar wie am schwarzen Nashorn, allein die Hörner sind fast gleichlang; das vordere ist zurückgebogen, das hintere gerade, die Oberlippe verlängert und vorstreckbar, Schnauze und Augengegend ohne Falten, die Farbe schwarz. Länge und Höhe sind wie an der gemeinen afrikanischen Art. Weiter nördlich scheinen noch andere, unbeschriebene Arten von Nashorn vorzukommen. Smith erhielt Nachrichten von einem mit zwei Hörnern, dem Keitloa ähnlichen und einem einhörnigen, bekam sie aber nicht zu Gesicht. Von dem letzteren hörten schon weit früher Bruce und Burchard als Bewohner von Adel und den Ländern im Süden von Senaar, und Freeman vermuthet, daß dasselbe Thier auch nördlich von Mosambique häufig vorkomme.

6. Das stumpfnasige Rhinoceros. (*Rhinoceros simus*.) Fig. 675. 676.

Burchell traf das stumpfnasige Rhinoceros unter dem 26° S.-Br., wo unübersichtliche Ebenen sich ausbreiten, erlangte ein Exemplar und machte die erste Beschreibung bekannt, aus welcher besonders hervorgeht, daß die Größe weit bedeutender ist, als bei den beiden anderen afrikanischen Arten. Die Länge des Körpers beträgt nämlich 12 Fuß, die Schulterhöhe 6 Fuß. Charakteristisch ist außerdem die erstaunliche Breite der nicht vorstreckbaren Schnauze, welche die Angabe der Eingeborenen, daß dieses Nashorn nicht, wie die anderen, zartere Baumzweige, sondern nur Gras fresse, vollkommen rechtfertigt. Der abgetrennte Kopf war von so außerordentlicher Schwere, daß vier Männer ihn eben vom Boden heben konnten und acht Männer nöthig waren, um ihn auf den Wagen zu schaffen. Der Hals ist länger als an den anderen Arten und trägt zwei tiefe, bis auf die Brust reichende Furchen. Das vordere Horn ist sehr lang, fast gerade, spitzig, das hintere kurz, kegelförmig und stumpf, die Haut braungrau, theilweis gelblich. An Ohren und Schwanz stehen steife Borsten. Burchell fand dieses Nashorn um Littaku in großen Zahlen, Smith nur selten, weil seit des Ersteren Reise Feuergewehre dort eingeführt worden waren und den Bitchuanas gestattet hatten, ihre alte und unvollkommene Methode aufzugeben, das Thier mit Wurfspeisen zu tödten oder in Fallgruben zu fangen. Es ist weit weniger wild als seine Verwandten und wird daher nicht gefürchtet und seines wohlgeschmeckenden Fleisches wegen viel verfolgt.

Unter den Trümmern untergegangener Generationen vorweltlicher Säugethiere findet man Knochen vom Nashorn fast eben so häufig als von Elephanten; sie liegen in denselben geognostischen Schichtungen und sind eben so weit verbreitet. Gegen neun Arten sind mit Sicherheit erkannt und unterschieden worden. Eine derselben (*Rhinoceros tiehorhinus*, Fig. 677^a Schädel im Profil, ^b Schädel von unten) zeichnet sich aus durch eine knöcherne Scheidewand, welche, die Nasenlöcher trennend, zugleich die Hörner stützte. Dieser Species gehörte jenes von Pallas 1771 in Sibirien am Wilhousi entdeckte Rhinoceros an, dessen wir bereits bei Beschreibung des Mammuth gedachten. Es war gleich dem Mammuth von Adams fest eingefroren, hatte eine haarlose, ungefaltete Haut und zwei Hörner. Ursprünglich war es mit 1—3 Zoll langem grauen Haar bekleidet gewesen, welches besonders an den Füßen sehr dicht gestanden hatte. Kopf und Füße befinden sich im Petersburger Museum. Am Schädel hat Cuvier zahlreiche Eigenthümlichkeiten nachgewiesen. An den in allen Knochenhöhlen vorkommenden

Resten des Nashorns bemerkt man oft die Zahnspuren der großen Hyäne, die dort gleichfalls begraben liegt. Wahrscheinlich hat also das Raubthier die große und vielleicht gradweis eingetretene Veränderung des von uns gegenwärtig bewohnten Bodens länger überlebt, als das grasfressende Nashorn. Eines der reichsten Lager von Nashornknochen enthält das Urnothak. Die untergegangenen Arten waren nicht alle von ansehnlicher Größe. Eine der selteneren, von welcher nur Zähne und einzelne Knochenstücke in Frankreich gefunden worden sind (*Rhinoceros minutus*), kann kaum größer gewesen sein als ein gewöhnliches Schwein. Nach Kaup hat diese jedoch kein Horn besessen und würde daher in eine andere Gattung fossiler Nashornthiere (*Acerotherium*) gehören, von welchen eine, dem indischen Rhinoceros an Größe nicht nachstehend, am Rhein entdeckt worden ist.

Dritte Familie.

Klippschliefer.

IV. Klippschliefer. (*Hyrax*.)

Gattungscharakter: Vorderzähne oben zwei, unten vier, die oberen dreieckig, von einander entfernt stehend, zugespitzt, die unteren genähert, schief vorwärts gerichtet, drehrund, auf der Schneide schief abgestumpft. Eckzähne jederseits ein oberer, unten keiner. Backenzähne überall sieben, schmelzfaltig. Vorderfüße vier-, Hinterfüße dreizehig; Behen bis an die platten oder krallenartigen Nägel verwachsen. Schwanz fehlt.

Unter den Pachydermen hat keine Gattung den älteren Zoologen soviel zu schaffen gemacht als die in Rede stehende. Betrachtet man die an das Kaninchen erinnernde Gestalt des Klippschliefers, so kann man es nicht wunderbar finden, daß die älteren, das Neueste vorzugsweis berücksichtigenden Systematiker den Klippschliefer zu den Nagethieren brachten und sich nicht beikommen ließen, ihn in die Nähe der ungeschlachten Rhinoceros zu stellen. Dennoch ist er mit diesen und dem großen Tapir durch Bau der Knochen und Ernährungsorgane so nahe verwandt, daß man ihn von diesen nicht trennen darf, so lange man überhaupt von dem wissenschaftlichen Systeme sich nicht losagen will. Den Laien mag freilich die Nebeneinanderstellung eines Thieres von Körpergröße des Haasen und der riesigsten Säugethiere als Gewaltthat vorkommen, aber diese ungegründete Anklage ist ziemlich auch der einzige und gering zu achtende Nachtheil, welchen die Befolgung des anatomischen Principes, als Grundlage der Systematik, nach sich ziehen kann. Der Schädel (Fig. 678.) ist in der Profilinie demjenigen des Rhinoceros ähnlich, aber dem des Tapir (Fig. 686.) genähert durch die große senkrechte Höhe des Unterkiefers und die starke Krümmung des Hinterrandes seines aufsteigenden Astes. Die Verwandtschaft mit dem Nashorn ist ferner nachweisbar aus der Zahl und Art der Backenzähne und dem Mangel an Eckzähnen. Am Skelett (Fig. 679.) bemerkt man 21 Rippen an jeder Seite, eine Zahl, die mit der einzigen Ausnahme des mit 23 Rippenpaaren versehenen zweizehigen Faultieres bei keinem andern Säugethiere gefunden wird. Die Nägel der bis nach vorn mit einer gemeinsamen Haut eingehüllten Behen gleichen kleinen platten Hufen.

1. Der capische Klippschliefer. (*Hyrax capensis*.) Fig. 680.

Die Gattung Klippschliefer ist eine völlig afrikanische, denn selbst die nächst zu besprechende Art trägt ihren spezifischen Namen nicht mit vollem Rechte, da sie in Abyssinien und den gebirgigen Nachbarländern eben so häufig gefunden wird als in Syrien und dem nördlichen Arabien. Am längsten bekannt ist der von Pallas unter die Meeresschweinchen gestellte Klippschliefer vom Cap der guten Hoffnung, ein Thier von der Größe eines Kaninchens, aber mit weit plumperer Gestalt und kürzeren Füßen, mit graubraunem, dichtbehaarten, auf dem Rücken einfach schwarzgestreiften Felle, rundem Kopfe und kurzen

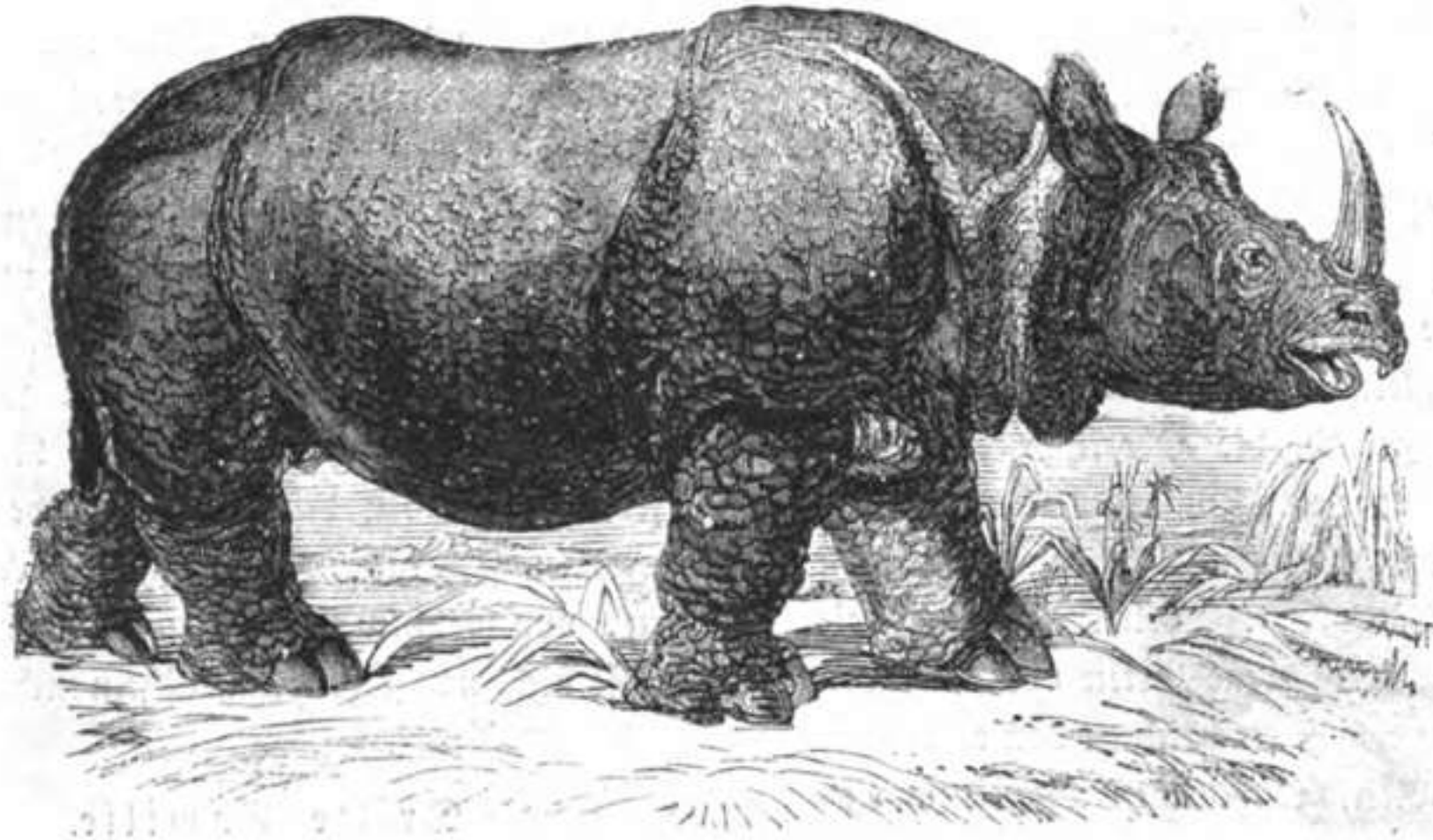


Fig. 665. — Indisches Nashorn.



Fig. 668. — Indisches Nashorn von hinten.

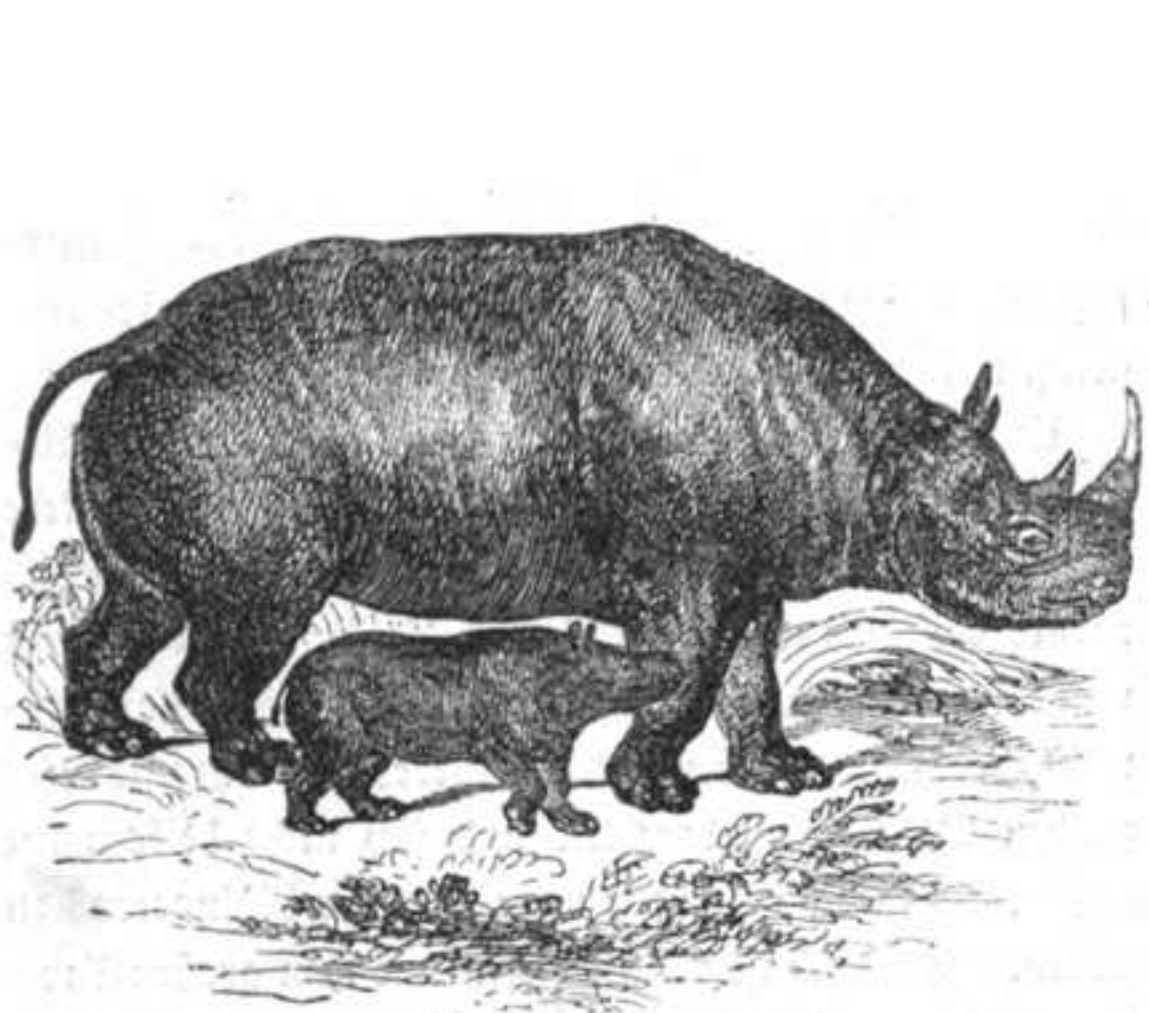


Fig. 672. — Schwarzes Nashorn.



Fig. 671. — Schwarzes Nashorn.

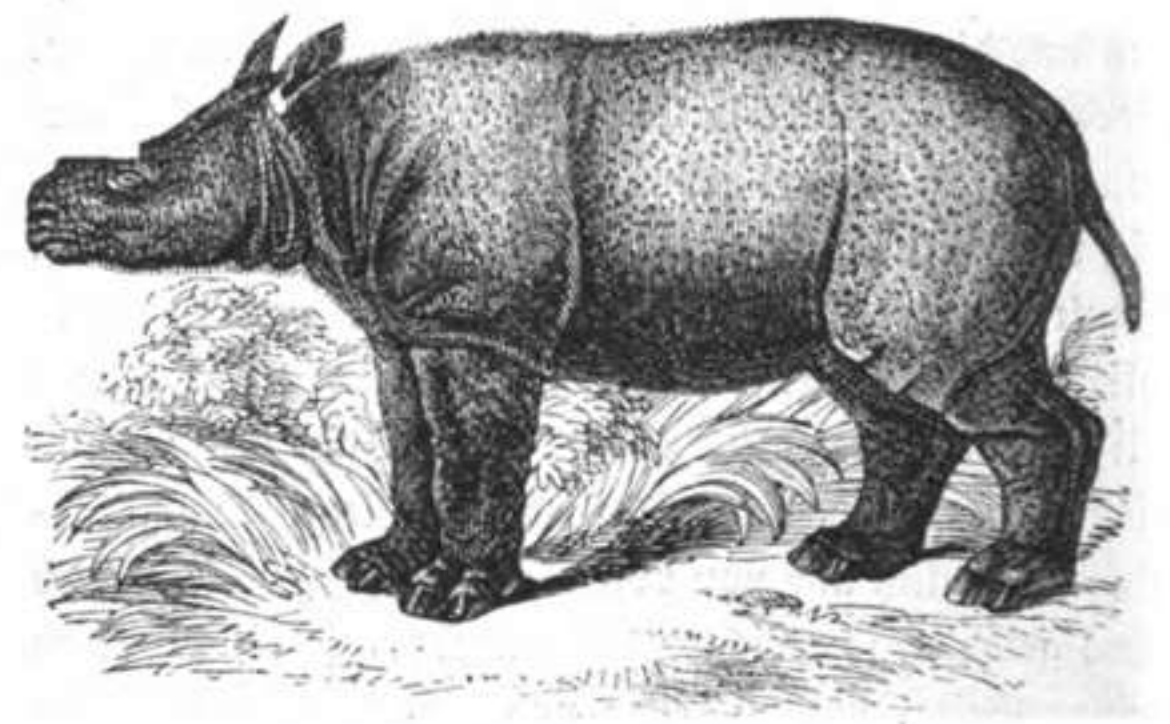


Fig. 669. — Javanisches Nashorn.

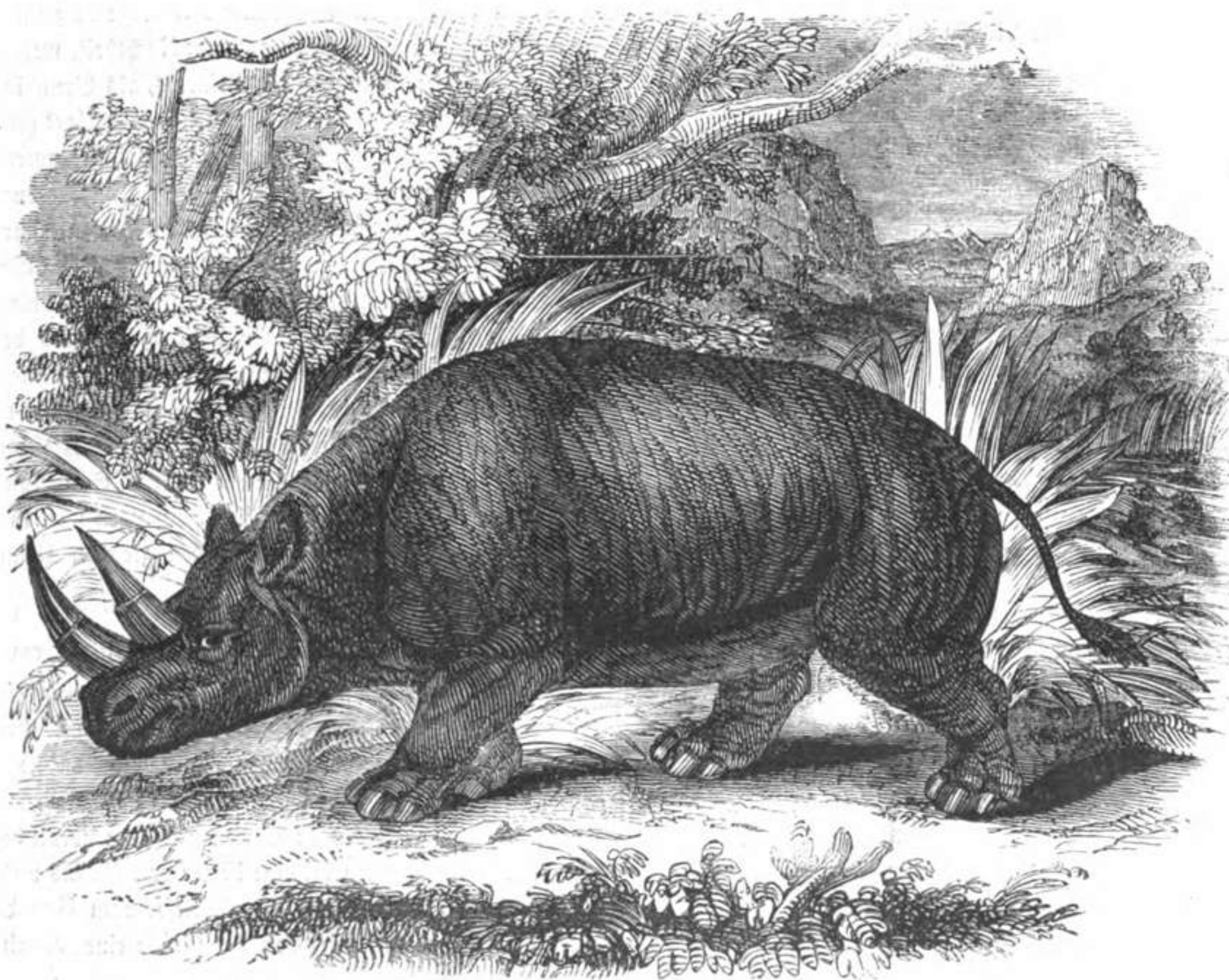


Fig. 670. — Sumatranisches Nashorn.

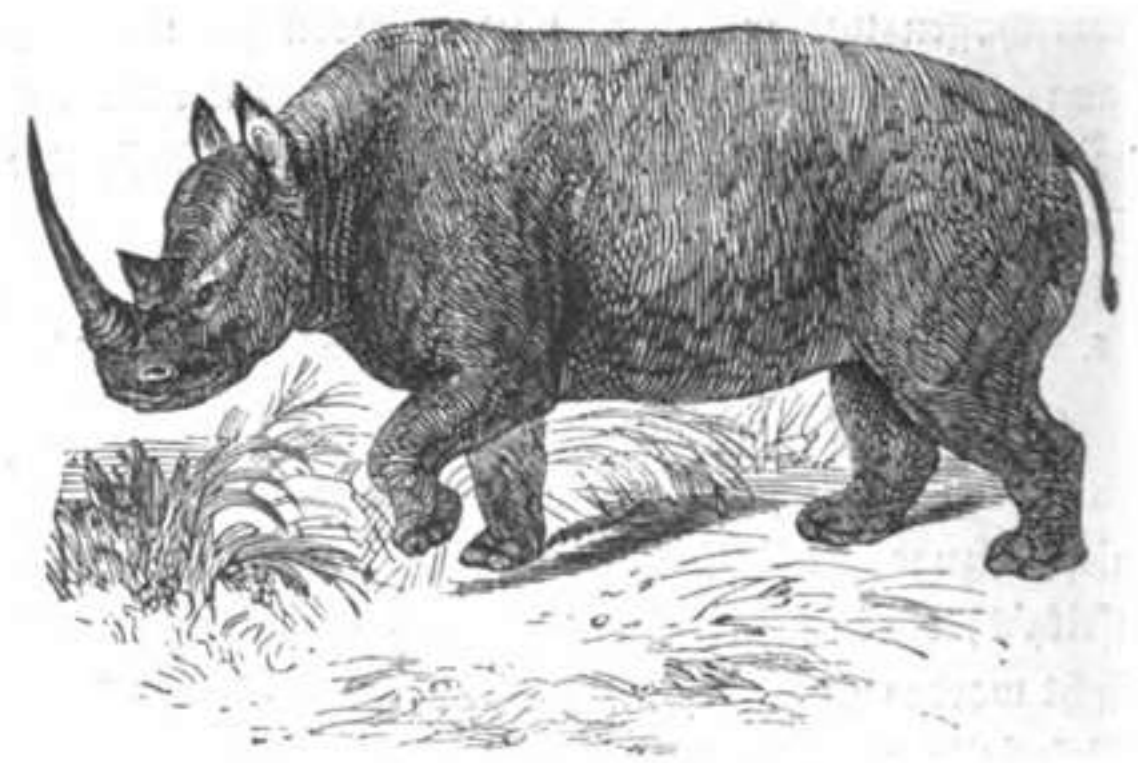


Fig. 673. — Keitloa Nashorn.

Fig. 675. — Stumpfnasiges Nashorn.

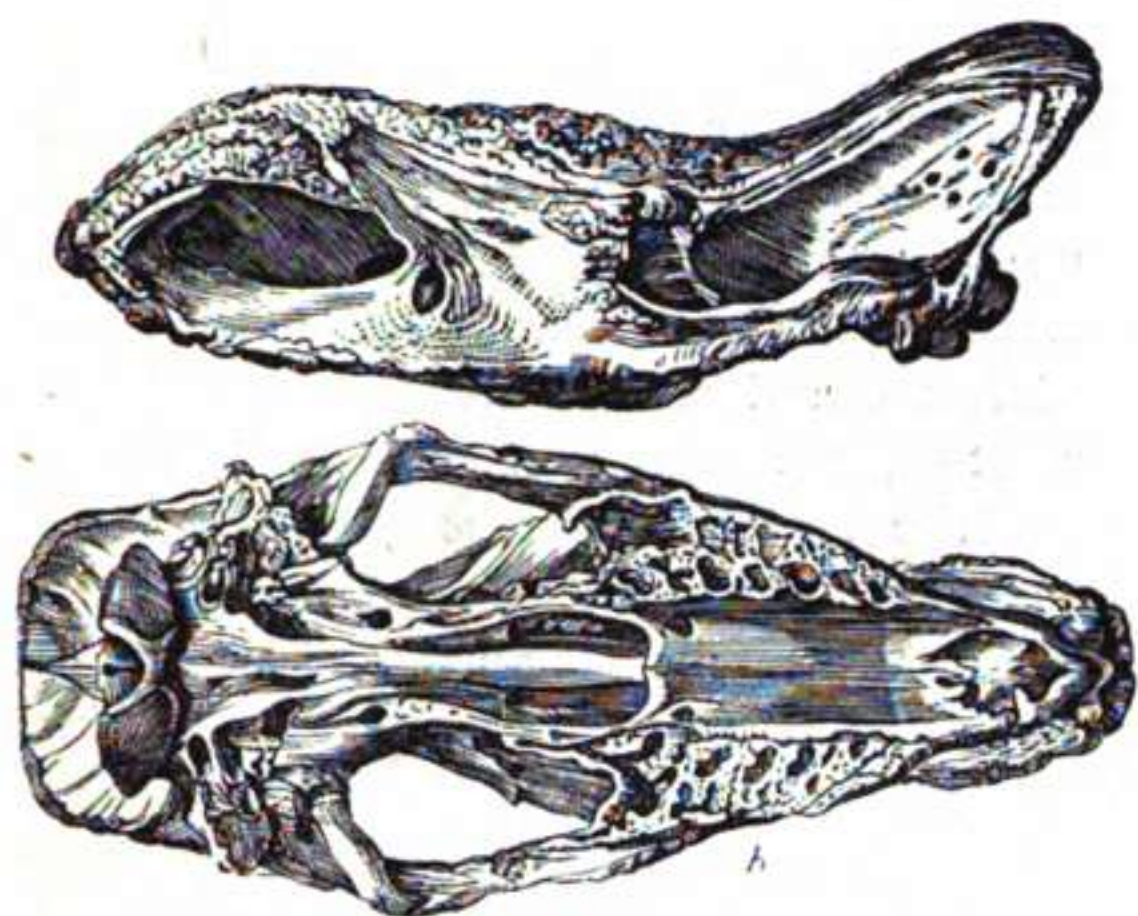


Fig. 677. — Schädel des vorweltlichen Rhinoceros.

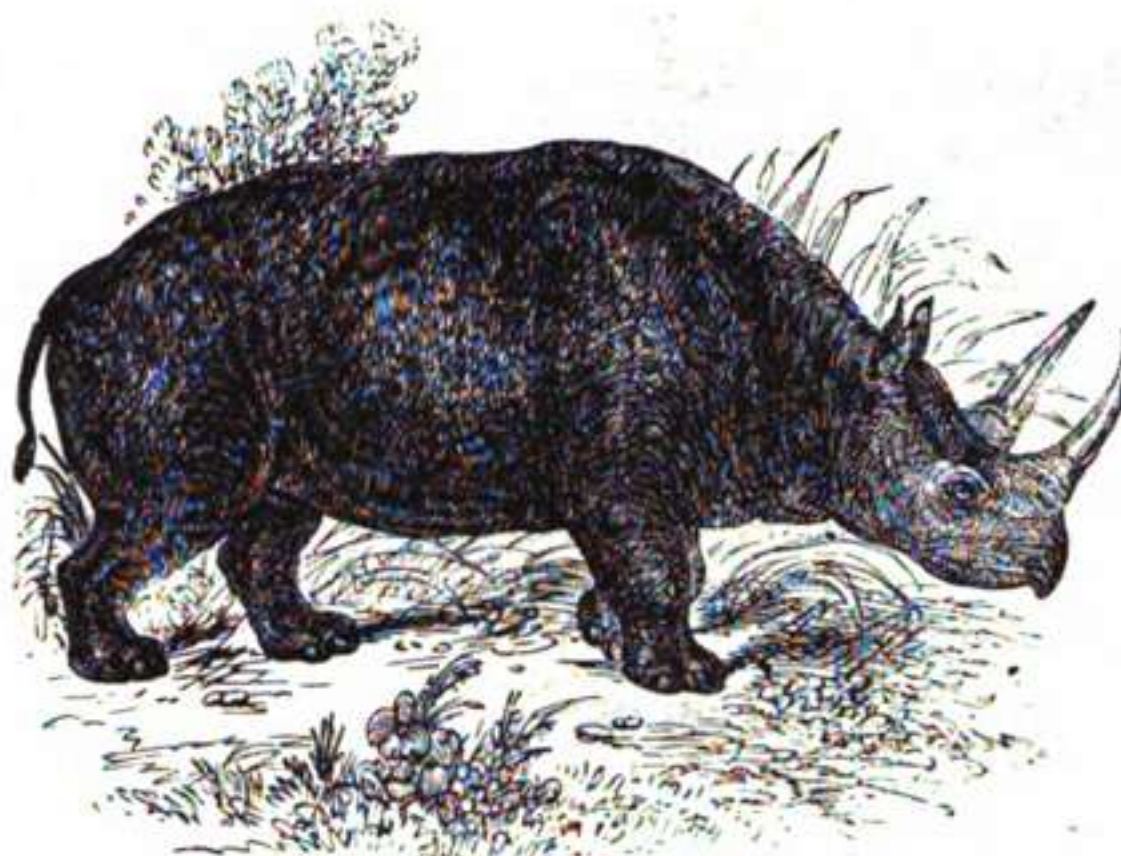


Fig. 676. — Stumpfnasiges Nashorn.

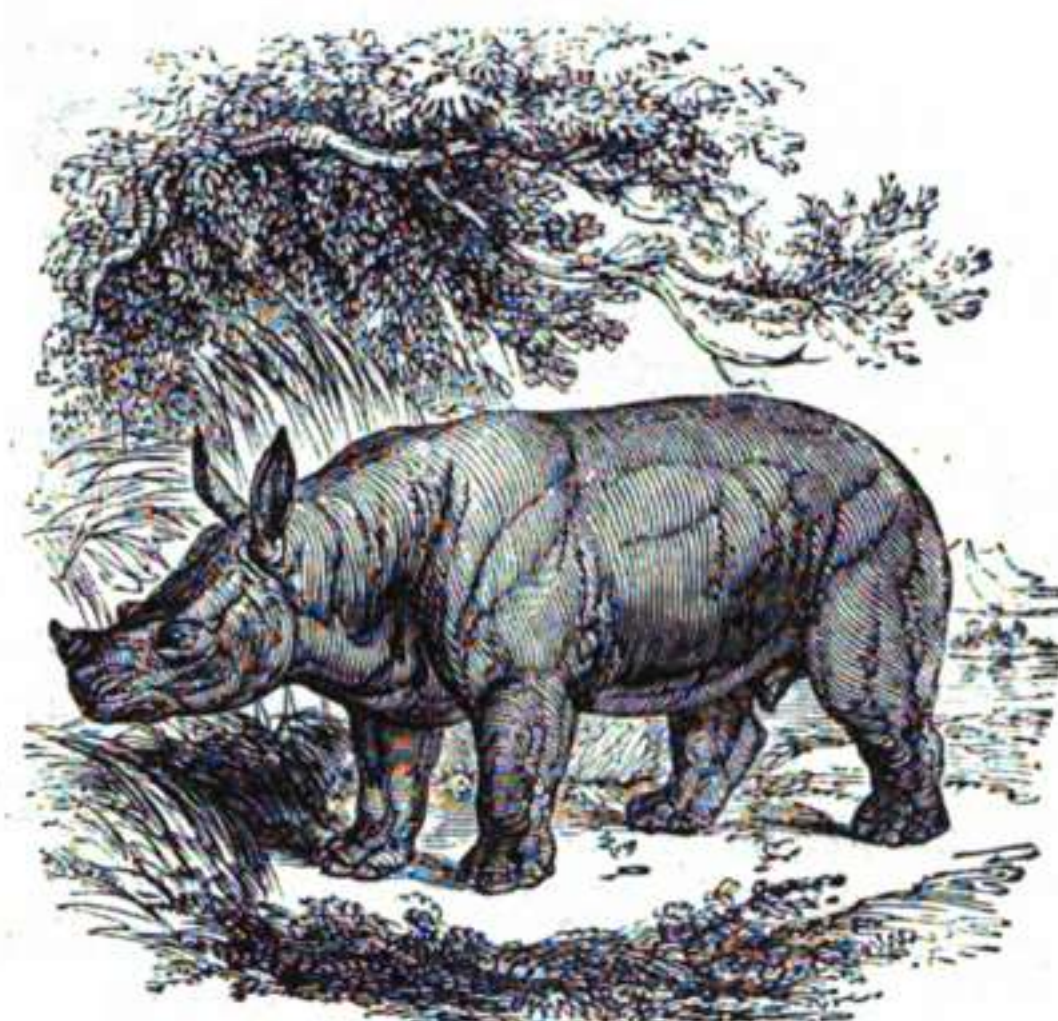


Fig. 674. — Keitlen-Nashorn.

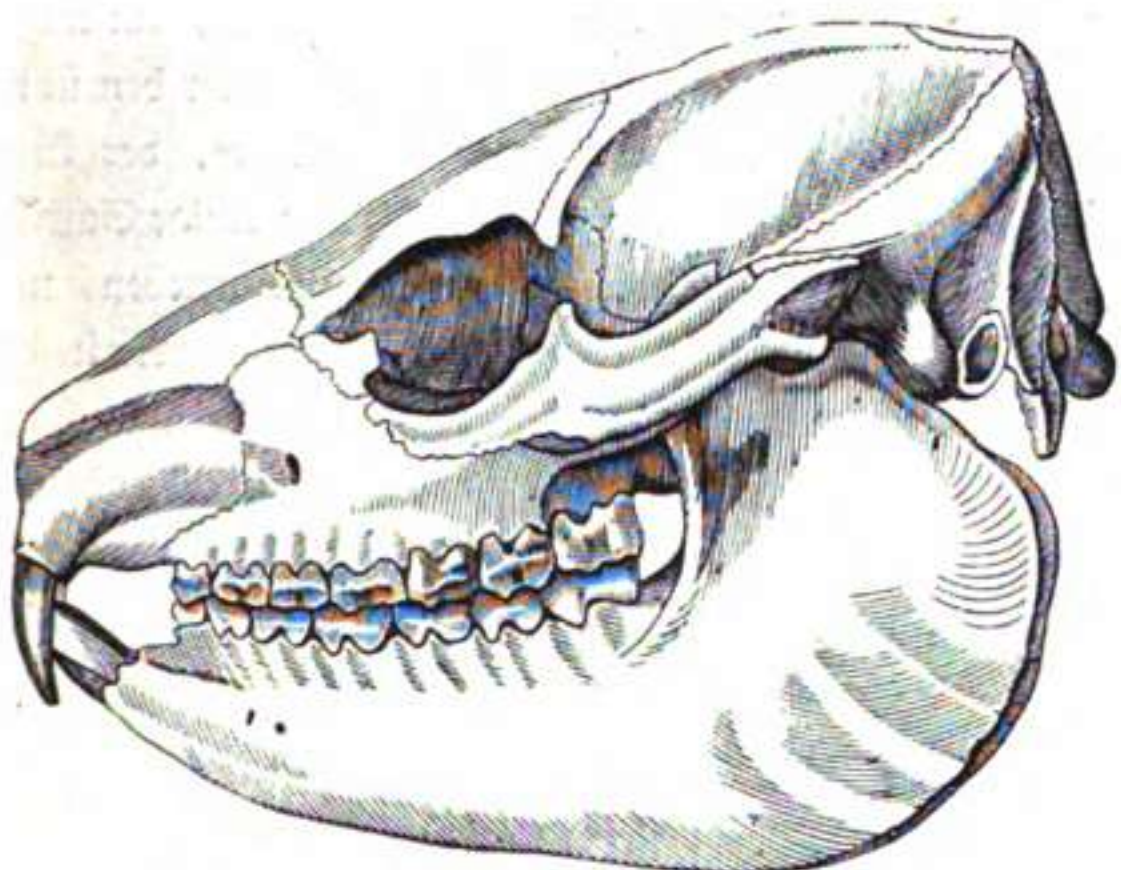


Fig. 678. — Schädel der Gattung Klippschliefer.



Fig. 680. — Der capische Klippschliefer.

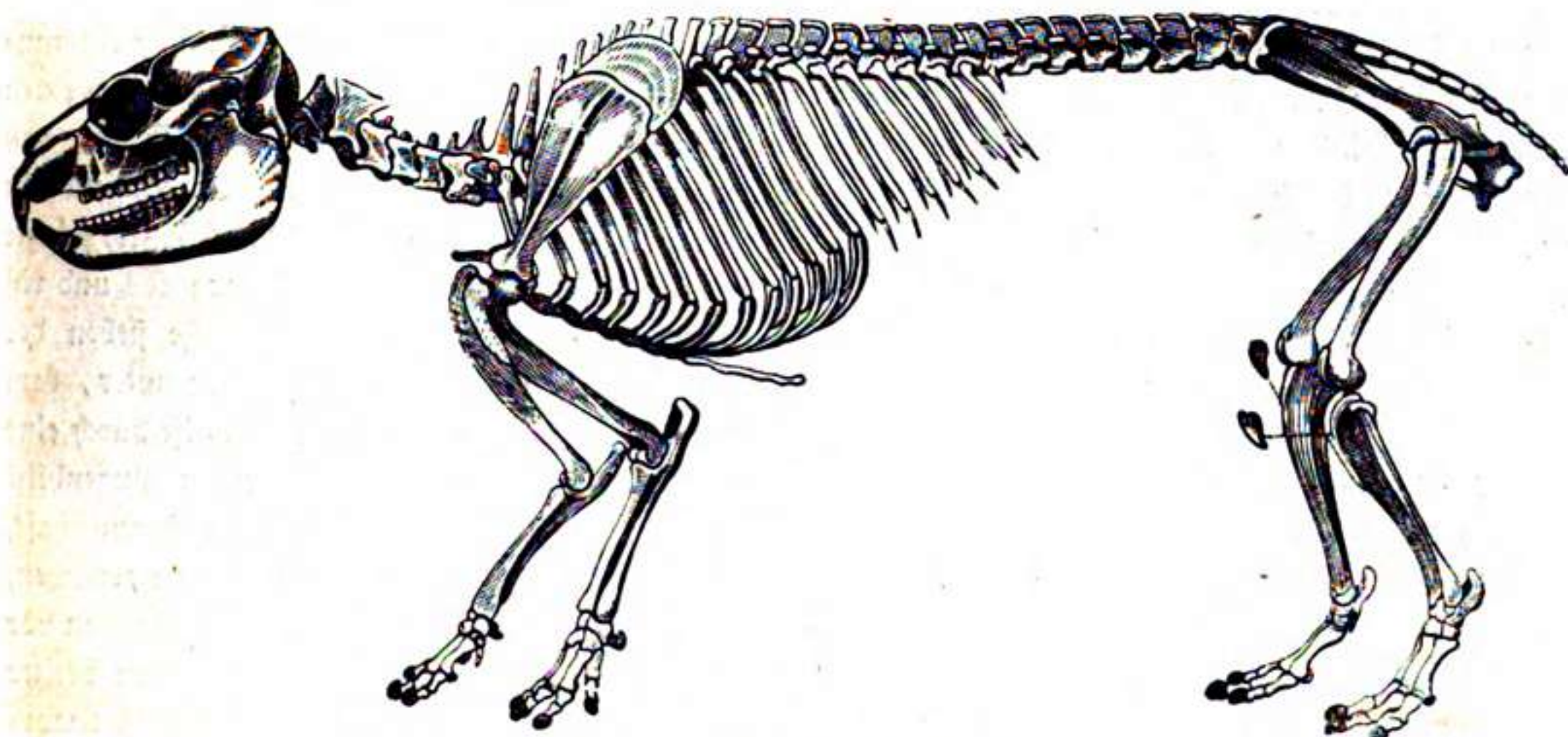


Fig. 679. — Skelett des Klippschliefers.



Fig. 681. — Der syrische Klippschliefer.

Ohren. Er ist ein harmloser und furchtsamer Bewohner der Felspalten und Erdböcher schroffer Berge, soll selbst auf dem vielbesuchten Tafelberge nichts weniger als selten sein, wird aber dennoch nicht oft gesehen, weil er, von dem afrikanischen Geierabler (*Aquila vulturina*) viel verfolgt, meist nur des Nachts ausgeht. Im Winter wagt er sich häufiger hervor, um sich zu sonnen, aber stets stellen die kleinen Gesellschaften eine Wache aus, die bei dem geringsten Verdachte ein scharfes, lange anhaltendes Warnungsgeschrei erschallen läßt. Auch sind die Bewegungen der Fliehenden so schnell, Verstecke aller Art so häufig und so nahe, daß Jäger gegen diese kleinen Thiere selten viel Glück haben. Zeitig eingefangene Jungen werden zahm und zutraulich. Die Nahrung besteht in den zarteren Sprossen von allerlei Büschen, den Spigen der Blumenstengel, verschiedenen Gräsern und Pflanzen, besonders den stark aromatischen. Die Länge des Körpers beträgt 16 Zoll, die Schulterhöhe 7 Zoll.

2. Der syrische Klippeschliefer. Fig. 681. 682.

Bruce beschrieb vor langen Jahren unter dem amharischen Namen *Aschoko* oder *Asoko* ein Thier, welches Cuvier für identisch mit dem capischen Klippeschliefer erklärte hat. Es findet indessen zwischen beiden ein unzweifelhafter Unterschied statt. Der nordafrikanische bis Syrien verbreitete Klippeschliefer ist nicht nur bedeutend größer, sondern auch durch einzelne, lang hervorragende, harte, fast stachelnde Haare (*Aschok* im Amharischen) ausgezeichnet; außerdem ist er oben gelbbraun, unten weißlich und auf der Mitte des Rückens mit einem großen gelblichen Fleck gezeichnet. Man hat ihn in den felsigen Gebirgen des Horeb und Sinai, in Arabien, Syrien und Abyssinien gefunden. Schon die Bibel gedenkt seiner unter dem Namen Schaphar, und die heutigen Araber nennen ihn „Lamm Israels“, Gannam oder Gannim Israel nach Bruce, nicht Daman, wie Shaw angiebt. Der letztere, wenn auch unrichtige Name hat in naturhistorischen Schriften ein gewisses Bürgerrecht erlangt. In der Lebensart gleicht der syrische Klippeschliefer ganz dem capischen, bewohnt vorzugsweise die steilsten Bergseiten und sucht unter überhängenden Felsen, in tiefen Spalten und Höhlen Zuflucht. Er ist sehr gesellig; ganze Heerden sitzen auf platteren Steinen an der Mündung der in kleinen Umkreisen angelegten Höhlen, sonnen sich oder tummeln in der Abendkühle lustig spielend umher. Ergreifen theilen sie mit ihren großen Vorderzähnen tüchtige Bisse aus, werden aber bald zahm und zutraulich. — In der Vorwelt ist diese Gattung übrigens auch vertreten gewesen. Owen hat den in Herne Bay in England aufgefundenen Schädel eines Thieres genau beschrieben, welches dem Klippeschliefer ungemein nahe gestanden haben muß.

Vierte Familie.

Flußpferde.

V. Flußpferd. (*Hippopotamus*.)

Gattungscharakter: Vorderzähne oben und unten vier, von den Lippen bedeckt, kegelförmig, die oberen von einander absteigend, gerade, die unteren schief liegend, spizig, die mittleren länger, vorn leicht gefurct; Eckzähne überall einer, die oberen kürzer als die Vorderzähne, die unteren länger als dieselben, zurückgebogen, schief abgestutzt; Backenzähne oben sechs, unten sieben, schmelzfaltig, die vorderen kegelförmig, die hinteren auf der Kaufläche mit fleckblattähnlichen Schmelzleisten. Füße mit vier aufstehenden Hufen; Zehen durch gemeinsame Haut bedeckt.

1. Das Flußpferd. (*Hippopotamus amphibius*.) Fig. 683—685.

Der sehr alte griechische Name des Flußpferdes beweist, daß schon vor einigen Jahrtausenden die classischen Völker Europa's von dem furchtbaren Bewohner der afrikanischen Flüsse Kenntniß gehabt haben, allein er verräth zugleich, daß diese Kenntniß keine irgend genaue

gewesen sein könne, indem von der im Namen angedeuteten Ähnlichkeit nicht die entfernteste Spur wirklich vorhanden ist. Eben so übel gewählt ist der allerdings weniger bekannte, von den holländischen Ansiedlern in Südafrika erfundene Name *Seekuh*. Wir kennen in der gegenwärtigen Thierschöpfung kein zweites Beispiel von so unbeschreiblich plumpem und so schwerfällig festem, mit erstaunlicher Größe verbundenen Körperbaue, wie das Flußpferd, gleichsam der würdige Repräsentant einer untergegangenen Schöpfung, es darbietet. Der ungeheure tonnenförmige, von dicken, säulenartigen Füßen getragene Leib schleift fast am Boden hin; der gewichtige Kopf geht ohne äußerlich bemerkbaren Absatz in den Hals über; das platte Gesicht erscheint viereckig und von ansehnlicher Breite, weil die vorn senkrecht abgestutzte Schnauze unförmlich angeschwollen und im Querdurchmesser der Stirn gleich ist. Die Lippen, auf welchen lange Borsten von der Dicke gewöhnlicher Drähte stehen, bedecken zwar die Zähne, aber der Rachen kann so weit geöffnet werden, daß er einen Menschen in der Mitte des Leibes umfaßt. Die kleinen Augen stehen hoch oben in einer Linie mit den ebenfalls kleinen zugespitzten Ohren und den weit geöffneten Nasenlöchern; die Lage der drei wichtigsten Sinnesorgane in derselben Ebene gestattet dem Thiere, im Wasser verborgen zu bleiben und das Gesicht allein etwas über die Oberfläche zu erheben, um zu athmen und seine Feinde zu entdecken. Den ganzen Körper hüllt ein grobes, unbehaartes, auf dem Rücken und an den Seiten zwei Zoll dickes Fell ein. Die äußerlich fast ungespaltenen Zehen tragen vier breite, platte Hufe; die Sohle ist fast viereckig. Unter der Haut liegt eine mehrere Zoll dicke Schicht von halbflüssigem Fett, welches der unförmlichen Körpermasse im Wasser spezifische Leichtigkeit verleiht. Die allgemeine Farbe ist braunröthlich, an den Seiten und Gliedern in Dunkelroth ziehend, an dem Bauche, Lippen und Augenlidern hellbraun in Fleischröthlich; an den Hintertheilen und dem Bauche stehen verstreute dunkle Flecke. Das männliche Flußpferd ist weit größer als das weibliche, 11½ bis 12 Fuß lang, an den Schultern 5 Fuß hoch; der Leib mißt im Umfange 10 — 11 Fuß.

Das Flußpferd bewohnt ausschließlich Afrika. Ob es wirklich in zwei Arten zerfalle, wie Desmoulins behauptet, ist noch sehr ungewiß, denn die Verschiedenheiten in den Vorderzähnen des senegalischen und des südafrikanischen sind nicht bedeutend genug, um die Begründung von spezifischen Charakteren zu gestatten. In frühesten Zeiten ist die geographische Verbreitung jedenfalls eine weit größere gewesen und hat sich bis an die Mündung des Nils erstreckt, allein sie ist durch unablässige Verfolgungen schon unter den römischen Kaisern sehr beschränkt worden. Heutzutage findet man das Flußpferd nur in dem oberen Nil und seinen Seitenflüssen. Auch am südlichen Ende Afrika's ist es ausgerottet oder vertrieben worden. Ehedem war es gemein in den Küstenflüssen östlich vom Cap; gegenwärtig kennt man es dort nicht mehr, und Smith traf es erst in den Flüssen nahe am südlichen Wendekreise an, indessen in so großen Zahlen, daß wenige seiner Jäger in anderthalb Stunden sieben Stück erlegten. Hätte man gewünscht, noch mehrere zu erhalten, so würde es genügt haben, den Teich zu umstellen, in welchem sich augenscheinlich eine kleine Heerde verborgen hielt. Wo Feuergewehre in den Händen der Bevölkerung sind, nehmen Flußpferde rasch ab; in Dongola tödtet man jährlich nur ein bis zwei Stück; in den Jahren 1821 bis 1823 einschließlich wurden neun erlegt, wovon vier von Rüppell und seinen Begleitern. Burckhardt traf sie ohngefähr 20 Jahre früher in derselben Provinz als eine häufige und gefürchtete Plage der Landleute; es hatte sonach eine kurze Zeit hingereicht, ihre Zahl zu vermindern. Weiter südlich werden sie häufiger. Salt bemerkte im Tacazze, einem durch Abyssinien fließenden Seitenstrome des Nils, viele Flußpferde, die sich in den tiefen Stellen des flachen, an Fällen reichen Fluß-

bettes aufhalten und in ihren Bewegungen und ihrem Herumwälzen an den gemeinen Tummeler, eine Art von Delfphin, erinnerten; Richard und John Lander fanden sie im Niger sehr zahlreich, Clapperton im See Muggaby in Bornou und im großen See Tschad und seinen Flüssen. Ihre Nahrung besteht nur in Pflanzen, hauptsächlich in Gras, welches sie am Ufer abweiden. Smith, der unter den Neuern wohl die beste Gelegenheit gehabt, sie in Menge zu beobachten, sagt, daß sie in bevölkerten Gegenden den Tag im Wasser verbringen und nur des Nachts hervorkommen, um zu weiden, in menschenleeren Einöden aber einen Theil des Tages sowohl als der Nacht auf dem Festlande zubringen. Sie bleiben in der Nähe ihres Landungsortes oder begeben sich nach landeinwärts gelegenen Weideplätzen, je nachdem sie den Tag in einem Teiche oder Flusse oder im Meer zugebracht haben mögen, dessen Strand gewöhnlich kein passendes Futter darbietet. Ueberhaupt scheinen sie nicht mit jeder Art von Gras gleich zufrieden zu sein und eine feine Zunge zu haben, lassen manche Tristen ganz unberührt und geben besonders solchen den Vorzug, auf welchen niedrige Büsche mit der Vegetation natürlicher Wiesen abwechseln. Man trifft oft ihre Spuren an, die mitten durch fruchtbare, aber unberührt gelassene Tristen nach der dünnen und an guten Futtergräsern ärmeren Buschregion führen. Die Fähigkeit, eben so leicht in dem gefalzten Wasser der Flußmündungen, als in den süßen Gewässern binnenländischer Teiche und Flüsse auszuharren, theilen übrigens die Flußpferde mit den Manatis und gewissen Delfphinen.

Man hat gewöhnlich angenommen, daß dieses große, gewaltige und, wie man voraussetzen möchte, im unge reizten Zustande ganz harmlose Geschöpf unter den übrigen Thieren kaum einen Feind haben möchte, der kühn den Angriff wagen würde. Indessen haben einige Schriftsteller dem Krokodil diesen Muth zugeschrieben und Kämpfe zwischen beiden Thieren ausgemalt, die in der Wirklichkeit niemals Statt finden. Während seiner Jagd auf Nilpferde bemerkte Salt häufig mehrere Krokodile, die, in der unmittelbaren Nähe des Flußpferdes auftauchend, weder von diesen bemerkt zu werden schienen, noch sich selbst um den riesigen Nachbar kümmerten. Ebenso hat Luckey, während der höchst unglücklichen Entdeckungsfahrt auf dem Zaire oder Congo, unzählige Flußpferde und Krokodile neben einander im friedlichsten Verhältnisse beobachtet. So ruhig und ungeneigt zum Angriffe das erstere auch sein mag, so überläßt es sich doch der blindesten Wuth, sobald es durch eine Zufälligkeit gereizt oder offenbar angegriffen wird. Auf dem Lande überrascht, sucht es Anfangs nach dem Flusse zu entkommen; wird es hart verfolgt, so kehrt es plötzlich um und stürzt sich, mit weit offenem fürchterlichen Rachen, auf den Feind, tritt ihn nieder oder zermalmt den Erschlagenen mit den lang vorragenden, Schrecken erregenden Zähnen. Von einem Bote aus ein Flußpferd anzugreifen, ist das gefährlichste aller Jägerwagnisse. Der berühmte Erforscher der Küsten von Neuhoiland und Südostrafrika, Capitain Owen, traf mehrmals auf sehr bedenkliche Art mit Flußpferden zusammen. Während der Untersuchung des in die Delagoabay einmündenden Tembyflusses fühlte man im Boote plötzlich einen von unten kommenden und zwar so heftigen Stoß, daß der steuernde Officier über Bord fiel. Im Augenblicke nachher erhob sich ein Flußpferd aus dem Wasser, stürzte mit weit offenem Rachen auf das Fahrzeug los und riß mit einem einzigen seiner furchtbaren Bisse sieben der Seitenplanen ab, tauchte einige Secunden unter, kam von Neuem herbei, wurde aber glücklicherweise durch eine das Gesicht treffende Flintenkugel für den Augenblick zurückgeschreckt. Es gelang der ganzen Mannschafft, unverfehrt das wenige Fuß entfernte Ufer zu erreichen, ehe das Boot sank, und auch den Offizier zu retten vor Wiederkehr des aufgetragenen Thieres, dessen breiter Rücken wahrscheinlich vom Kiel des Bootes berührt wor-